

inklusive Hadza, Sandawe, SKK, NK, speaker etc.

gänger. Ihre heutige (khoisanische) Rassenart ist aus einer Mischung negrider, europider (?) und offenbar mongoloider Rassenelemente zu verstehen; dazu treten Bestandteile der früher genannten unklaren Altrassen Südafrikas. Die pygmäischen Faktoren sind sicher weit schwächer, als ursprünglich angenommen wurde, was schon aus der Tatsache hervorgeht, daß die prähistorischen Verwandten der Buschmänner den Funden nach einen viel größeren Wuchs gehabt haben müssen. Das zeigt Material vom Zuurberg und Fishhoek, wobei hier gemeldete australoide Züge auch in der rezenten Khoisanrasse auftauchen (Lebzelter, Broom) und das ähnliche Blutgruppenverhältnis sowie allerlei Kulturentsprechungen von Australiern und Buschmännern zu erklären scheinen. Die immer wieder in den Steppenländern Ostafrikas und des Sudan auftauchenden „pseudomongolischen“ Züge (Taf. II, 2, 3, 4) müssen wir wohl als einen Rückstand der protobuschmännischen Steinzeitrasse ansprechen. Wenn wir über Afrika hinaus nach Verwandten sehen, so denken wir mit Menghin an die allerdings ältere Grimaldirasse, die durchaus nicht rein negrid, sondern eher buschmannähnlich gewesen sein dürfte (Boule), und vielleicht in den Kleinwüchsigen des nordafrikanischen Capsien, des portugiesischen Spättardenoisien (dolichokephal, negrid!), ja sogar im mitteleuropäischen Neolithikum weiterlebte (Egolzwil usw.).

Hermann Baumann
Richard Thurnwald
Diedrich Westermann

1940

Essen: Essener Verlagsanstalt

Völkerkunde von Afrika
(mit besonderer Berücksichtigung
der kolonialen Aufgabe)

DIE REZENTEN RASSEN AFRIKAS

In den Kongowäldern finden sich Vertreter einer recht primitiven Rasse, wohl der primitivsten Afrikas. Es sind die als Batwa, Bambuti, Bacwa u. ä. bezeichneten *Pygmäen- oder Zwergvölker* Afrikas (s. Tafel II, 1). Ihre altentümliche Kultur wird uns noch beschäftigen müssen. In ihrer rassischen Eigenart sind sie scharf charakterisiert. Die Körpergröße schwankt zwischen 130 und 150 cm, je nach der Blutreinheit oder Blutbeimischung in den zahlreichen zerstreuten Stämmen. Sogenannte Pygmoide, wie etwa die Bacwa im Kongobogen oder die Batwa Ruandas, übersteigen sogar dieses Maß, eine Folge ihrer weitgehenden Vermischung mit großwüchsigen Negern. Die Hautfarbe ist ursprünglich ein Fahlgelb, die Haare sind dunkel und kraus. Ein dichtes Flaumhaar bedeckt den Körper, und Bärtigkeit ist weit verbreitet. Beides fehlt Negern und Buschmännern, ebenso die markanten Merkmale der fleischigen, extrem breiddicken Nase, und die großen weitoffenen Augen, die dem Gesicht den gnomenhaften Ausdruck verleihen.

Der Schädel weist fast stets da, wo die Pygmäen rein geblieben sind, eine deutliche Neigung zur Breitschädlichkeit oder wenigstens zu mittleren Indexwerten auf. Die Langschädlichkeit der Negerrassen fehlt fast ganz. Entgegen immer wieder auftauchenden Behauptungen von degenerativen Erscheinungen im pygmäischen Körperbau sei hier festgestellt, daß die Pygmäen eine durchaus wohlproportionierte, wenn auch zwerghafte Rasse darstellen.

Lange Zeit hielt man die Pygmäen als mit den *Buschmännern* verwandt. Die gemeinsame fahlgelbe Haut, der verhältnismäßig geringe Wuchs der Kalaharijäger, der allerdings stets etwas zu niedrig angesetzt wird, denn der wirkliche Mittelwert liegt knapp um die Pygmäenhöchstgrenze von 150 cm, die konvexe Oberlippe und noch einiges andere führten manchen Gelehrten dazu, einen Zusammenhang beider Rassen zu behaupten. Jetzt mehrten sich aber die Stimmen für eine unabhängige Entwicklung. Vom ethnologischen Standpunkt aus können wir dieser Ansicht nur beipflichten. Je tiefer wir in die Kultur- und Rassenart der Pygmäen eindringen, um so mehr verstärkt sich bei uns die Überzeugung, daß sich Pygmäen und Buschmänner ursprünglich aus getrennten Wurzeln entwickelten. Die Busch-

männer sind nur (sekundäre) Pygmoide, auf keinen Fall aber Pygmäen (s. Tafel I. 1, 3).

Die Buschmänner gehören einer eigenen Rasse an, die heute zwar nur in Südafrika verbreitet ist, früher aber sicher auch in den meisten Steppengebieten Ost- und Nordafrikas zu Hause war. Es ist die *Khoi-San-Rasse*, wie wir sie nach dem Vorgang einiger Anthropologen nennen wollen. Die Buschmänner (oder San) sind ihre reinsten Vertreter, aber auch die Hottentotten (oder Khoi-Khoi) gehören in ihrem Rassenkern hierher, obwohl hier ein beträchtliches Element anderer Herkunft wirksam wurde. Negride Elemente treten in dieser Rasse viel stärker zurück als bei den Pygmäen; sie sind wahrscheinlich sogar ganz akzidentuell.

Die *Hottentotten* sind größer als die Buschmänner — durchschnittlich 10 bis 15 cm —, und das ist das stärkste Unterscheidungsmerkmal; die Buschmänner sind im Mittel 1,48 bis 1,56 m hoch; man muß sie also in dieser Beziehung „pygmoid“ nennen (s. Taf. I, 2 u. 4).

Dagegen sind die gleichartigen Elemente sehr zahlreich. Bei beiden Rassevarianten sind Hände und Füße auffallend klein, die Haut ledergelb und im Alter erstaunlich runzelreich. Der Steiß der Frauen ist auffallend stark mit Fett gepolstert (sog. *Steatopygie*), obwohl Fettansatz bei dieser Steppenrasse sonst sehr spärlich vorkommt. Das krause Haar beider Varianten zeigt die sog. Pfefferkornbildung, d. h. es ist zu spiraligen Kugeln gedreht und läßt die Kopfhaut in großen Partien sehen. Das Gesicht ist kurz und dreieckig, das Profil sehr flach und die Augen in Steppenform gekniffen. Oft kann man sogar eine Art Mongolenfalte entdecken. Tatsächlich ist, besonders bei den Hottentotten, das Aussehen nicht selten geradezu mongoloid.

Die Schädelbildung ist bei Hottentotten und Buschmännern gleichfalls dieselbe, d. h. lang- bis mittelschädlig. Außer in der Körpergröße unterscheiden sich die Hottentotten weiterhin noch durch einen deutlichen Einschlag von seiten eines Rasseelementes, das von Nordosten her in Südafrika eindrang, und auf das wir noch zu sprechen kommen. Dieses Rasseelement kam mit einem Volk, das eine wesentlich osthemitische Viehzüchterkultur nach Südafrika brachte. Die längeren Gesichter und gut profilierten Nasen vieler Hottentotten, überhaupt die bedeutendere Körpergröße des ganzen Volkes sind Anzeichen dieser Mischung. Wir wissen heute, daß dieser Rassenmischung eine Kulturmischung und, wie namhafte Linguisten, z. B. Meinhof, behaupten, auch eine sprachliche Mischung entspricht.

Die *Negerrassen*: Pygmäen und Khoisan kann man nicht der Negerasse zurechnen, wenn auch negride Elemente, so vor allem das Kraushaar, vorhanden sind. Diese Neger aber sind anthropologisch noch so wenig untersucht, daß wir nicht in der Lage sind, die unbestreitbar vorhandenen

Unterschiede der Rassen Negerafrikas scharf genug hervorzuheben und sie für eine Rassenklassifikation zu verwenden. Der Völkerkundler wartet mit Ungeduld auf diese unbedingt notwendige Arbeit, und ehe die Rassenkunde sich nicht dieser unbestreitbaren Notlage erinnert und eine Rassengliederung erarbeitet hat, müssen wir vom Ethnologischen aus, ohne Hilfsstellung von seiten der Anthropologie, klassifizieren. Wir dürfen aber die Erwartung hegen, daß die rassische Gliederung dann unserer ethnischen in den Grundzügen entspricht, weil ja Rasse und Kultur sich gegenseitig bedingende Wesenheiten sind.

Immerhin besitzen wir seit neuestem wenigstens einen Beginn einer Rasseneinteilung Negerafrikas von Eickstedt (in seiner Rassengeschichte der Menschheit). Zwar wird jeder, der selbst unter afrikanischen Völkern arbeitete, an der Allgemeingültigkeit seiner Gruppen zweifeln, aber es ist eben die aus Fachmund erste und einzige eingehender begründete Gliederung der Rassen Afrikas, so daß der Ethnologe einstweilen notgedrungen, wenn auch mit ausgedehnter Kritik, diese Hilfe ergreifen muß. Überdies spricht Eickstedt mehr von Rassengürteln, die sich wie Landschafts- und Wirtschaftsgürtel um Kerngebiete lagern und langsam ineinander übergehen. Das Bedenken gegen eine auf weithin hypothetischem Boden geschaffene Klassifikation wird somit etwas beruhigt, weil sie nicht schroff und unbeweglich gehalten ist.

Diese Kernpunkte, um die sich die negriden Rassengürtel lagern, sind einmal das Pygmäengebiet des Urwaldes und der Nordosten, sowie der Osten des Erdteiles mit seinen europiden Rassen. Zwischen diesen beiden Polen schillert die Negerrasse in allen Regenbogenfarben.

Die *Urwaldrasse* (s. Taf. III): Um den pygmäischen Kern entstand ein erster negrider Gürtel, offenbar als Folge der Vermischung der im Urwald lebenden Pygmäen und der aus der Savanne im Norden in die Hyläa hereinflutenden echten sudanischen Negroiden. Es mögen auch negroide Bantu, die von den Nordstämmen größtenteils nach Süden verdrängt wurden, im Waldgebiet geblieben sein und sich mit den Pygmäen vermischt haben. Tatsächlich haben wir noch heute ganze, nicht unbeträchtliche Pygmäenbastardstämme vor uns, etwa die Bacwa im Kongobogen oder die Batwa in Urundi-Ruanda. Die mehr dominanten Negermerkmale werden bei solchen Bastardbevölkerungen stets stärker sein als die mehr rezessiv pygmäischen. Tatsächlich finden wir in den Pygmäenbastardstämmen, die wir auch als Urwaldpygmoide bezeichnen können, ein rasches Schwinden des eigentlichen Pygmäenelementes. Es müssen im Urwald nun schon früher zahlreiche derartige Bastardprozesse vorgekommen sein, und es hat sich im ganzen Urwaldgebiet unter den dortigen Negervölkern ein eigener Rassetypus entwickelt, den man als Urwaldrasse bezeichnen könnte. (Eickstedt sagt: „palänegride Rasse“; er

sieht also hier eine Altrasse, was nicht der Fall zu sein braucht und wahrscheinlich auch nicht der Fall ist.) Wir werden sehen, daß der pygmäische Einfluß sich auch kulturell auf die Neger ausgewirkt hat und daß die ganze Hyläa eine durch die gleiche Umwelt bedingte Kultureinheitlichkeit besitzt und somit Assimilierungstendenzen geradezu herausfordert.

Diese Urwaldrasse ist durch allgemein geringe Körpergröße, tieferliegende Augen, besonders starke Vorschnäuzigkeit, stärkere Körperbehaarung, oft sogar durch die Pygmäennase gekennzeichnet. Besonders Frauen zeigen zuweilen richtig infantile Züge. Dem meist runden Schädel ist ein rundes Gesicht beigesellt.

Am intensivsten ist diese Rasse im Nordkongo vertreten, also dem Kerngebiet der Pygmäen. Aber auch im westlichen Urwald an der Elfenbeinküste unter den Gagu z. B. und in Südnigeria findet sich das Element, obwohl hier die höher entwickelten Sudanvölker wie früher schon die Pygmäen auch die Urwaldrasse ausgerottet haben. Daß man auch in der Steppe diese Rasse finden kann, habe ich selbst, unter den Lunda im Kongo reisend, erfahren, wo solche und pygmäische Typen durchaus nicht vereinzelt sind.

Eigentliche Negroide (s. Taf. IV): Rund um den Urwald erstreckt sich das Gebiet der eigentlichen Negroiden in den Steppenländern. Eickstedt unterscheidet bekanntlich drei Gruppen seiner Graslandneger, die Niloten, die Bantuiden und die Sudaniden. Wie die Namen schon besagen, ließ er sich, mehr als er zugeben will, von der Sprachengliederung Afrikas leiten, also einem Kriterium, das außerhalb der rassenkundlichen Forschung steht. Tatsächlich sitzt nur die nilotische Rasse fest im Sattel und hat ein klares Gepräge. Dagegen sind die angegebenen Merkmale der Bantuiden mehr oder weniger auch unter den Sudaniden zu finden und umgekehrt. Das Entscheidende ist lediglich der Grad der Beimischung äthiopischen und khoisanischen Blutes. Im übrigen bildet den Grundstock beider sog. Rassen eben das dolichocephale groß- bis mittelwüchsige, recht dunkelfarbige, kraushaarige Negerelement mit allen Merkmalen, wie sie von Eugen Fischer klassisch geschildert worden sind. Es erübrigt sich hier, näher auf die Einzelheiten einzugehen. Angemerkt sei nur, daß sich an einzelnen Stellen Lokaltypen ausgebildet haben, die nicht aus den genannten Mischungsverhältnissen erklärt werden können, z. B. *am mittleren Shari* die um den Sarastamm gruppierten Bevölkerungen, die auffallend nilotisch dem Wuchse nach sind, aber damit eine echte Brachycephalie verbinden. Eine bis jetzt noch schwer meß- und deutbare Erscheinung ist der sowohl hier und bei den westlichen Niloten, als auch bei den verdrängten *Inselbergvölkern* Adamauas, Nordnigerias, Nordtogos und der Voltaländer vorkommende klobige, bei aller Hochwüchsigkeit athletische Körper und ein auffallend

wilder, roher Gesichtstypus (Taf. IV, 2). Hier haben wir sicher die Träger jener altnigritischen, altsudanischen Kultur vor uns, deren ausgeprägte Charakteristika uns noch beschäftigen werden. Sie leben gedrängt von den reinsten Vertretern des Negertypus, die sich neben der Urwaldrasse an der Küste und in der Zone der Trockensteppen unter den Staatenbildnern am besten erhielt als „somatischer Höhepunkt der (Neger-) Rasse“, wie Eickstedt sagt; z. B. Kru, Wolof, Ewe, Bambara, Mossi usw.

Das äthiopische oder hamitische Blut spüren wir am stärksten bei Teilen der Mandingo, etwa den Soninke, bei Ashanti, Joruba, Songhai, Nupe, Kanuri, Graslandnegern Kameruns und Mangbetu im Norden. bei Gogo, Djaga, bei den Südkongo- und Rhodesiastämmen (Luba, Cokwe, Kwanyama, Shona) und bei Zulu-Herero; also auf allen Wanderbahnen der sog. hamitischen Völker.

Die khoisanische Beimischung (Taf. II, 2, 3, 4) ist teilweise im ganzen Osten Afrikas zu verspüren, meist in Gebieten, die sich gerade durch viel Fundstätten miolithischer Jägerkultur auszeichnen und auch Resten rezenten Wildbeutertums Heimat geben. Leitmotive dieses khoisanischen Einschlages sind die auch von Seligman beobachteten „pseudomongolischen Züge“, die Dreieckform des Gesichtes und große Jochbogenbreite, sowie damit verbunden hellere Haut. Diese Dinge stellen wir u. a. fest bei prähistorischen und rezenten Nubiern (Menghin, Seligman) — Biasutti und Haddon wollen auch unter den Altägyptern stellenweise Buschmannblut entdecken —, weiter bei Niloten (Bor-Dinka, Masai, Ndorobo, Bari-Latuka), Madi, Mangbetu, in Westabessinien (Konso, Kambata), Cuka am Kenya, Kindiga und Sandawe im abflußlosen Ostafrika, in Nyassaland, bei Cokwe, Ila usw. Diese Rassenreste beweisen uns gemeinsam mit Resten einer Jägerkultur die früher viel weiter ausgedehnten Streifgebiete der Buschmannrasse.

Am markantesten heben sich noch *die Niloten* auch physisch aus der Masse der negroiden Bevölkerungen hervor. Am oberen Nil wohnen bekanntlich sprachlich und kulturell eng verbundene Völker, die sich auch rassenmäßig sehr ähneln. Der schöne, oft etwas hagere Bau ist sichtbar eine Anpassung an die Sudds, die Sumpfreionen des Bahr el Ghazal. Die tiefdunkle Haut ist stellenweise mit einem feingeschnittenen Gesicht gepaart. Die Prognathie ist geringfügig, der Schädel sehr lang. Die Niloten sind Negride, die intensiv mit hamitisch-äthiopischem Blut vermischt wurden. Spuren der nilotischen Rasse finden wir weiter bis zu den Ila und Herero in Südafrika, also bei Völkern, die auch sonst Züge nilotischer Kultur aufweisen, was zu beweisen scheint, daß nilotische Menschen ebenfalls die hamitische Wanderstraße benutzten und bis zum Süden vordrangen.

Die Rassen des Nordostens: Die Osthamiten sind zwar sprachlich mit den Nordhamiten, also den Berbern, eng verbunden, stehen ihnen aber rassisch und kulturell ferner, als man gemeinhin annimmt. Die Bisharin (Taf. VII, 1), Danakil, Somali (Taf. VI, 1), Galla und sogar die sich Semiten-sprachen bedienenden Abessinier (Taf. VII, 3, 4) gehören einer ziemlich geschlossenen rassischen Einheit an, die Eickstedt „*Aethiopide*“ nennt. Ich möchte diesen Ausdruck aufgreifen, da die Bezeichnungen „Hamiten“ oder „hamitisch“ als linguistische Termini reserviert bleiben sollen. In den Masai und Hima (Taf. V, 1) hat dieser Rassenblock seine südlichsten kompakten Vertreter gefunden. Äthiopische Elemente finden sich aber außerhalb des nordöstlichen Kernlandes auffallenderweise auch dort überall, wo unter negroiden Pflanzern die Großviehzucht eingedrungen ist, wie z. B. im abflußlosen Gebiet Ostafrikas, bei Ila, Herero (Taf. V, 2), in Südsangola (Taf. VI, 2, 3). Der äthiopische Einschlag bei den Hottentotten wurde schon erwähnt. Dasselbe gilt für die Ful im Westsudan, die ihrer Rasse und ihrer Kultur nach viel mehr zu den Osthamiten und Äthiopiden gehören, denn zu den nordafrikanischen Hamiten, die rassisch in großem Umfang der mediterranen Rasse zuzuzählen sind. Durch das arabische Element kam sowohl den Ost- als auch den Nordhamiten ein gut Teil orientalischer Rasse zu, eine Beimengung, die einige gleichartige Züge etwas erklärt.

Dabei meint Eickstedt — und das scheint mir eine einleuchtende Arbeitshypothese zu sein —, daß die Äthiopiden mit den Galla als reinsten Vertretern rassisch zwischen den Mediterranen Nordafrikas und den Orientaliden Arabiens als direkte Nachkommen der protomediterranen Langkopfrasse angesehen werden müssen. Zu ihnen gehört auch der Großteil der altägyptischen Bevölkerung. Eickstedt betont auch, daß der negerische Einschlag schon seit undenklicher Zeit vorhanden war, vielleicht sogar stets als integrierendes Rassenelement.

Die äthiopische Rasse ist hoch gewachsen, grazil gebaut, eine ausgesprochene Steppen- und Bewegungsrasse. Sie weist alle Anzeichen hochgezüchteter Adelsrassen auf: schmale, lange Hände, enge Taille, breiter Brustkorb, aber schmale Becken, vorstehende Zähne, die sexuelle Aplanation der Geschlechter. Der Langschädel und das Schmalgesicht tragen Wollhaar und zeigt weniger dicke Lippen der Neger; eine rötlich bronzene Haut ist charakteristisch.

Die extremste Ausbildung zeigt die Hirten-Kriegerklasse der *Hima* (Huma, Taf. V, 2) im Zwischenseengebiet, die über Bantufeldbauern und Pygmoide regieren. In Unyoro hat sich zwischen den Huma äthiopiden Blutes und den pflanzerisch-negrigen Hera eine neue Klasse aufgetan: die Nyoro; das sind die reicheren und bedeutenderen Glieder der Herabauern, welche allein befugt sind, in die Humaschicht einzuheiraten. Es sind zwar nur die ärmeren Töchter des Adels, aber immerhin genügt dieses,

KHOISAN-RASSE

1. Buschmannpaar vor seinem Windschirm
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

2. Hottentottenfrau mit Fettsteif
(Photo Stefanelli, Museum für Völkerkunde Berlin)

3. Kung-Buschmann von der bei Foxhot getroffenen Horde
(Photo Lebzeller, Museum für Völkerkunde Berlin)



4. Koranna-Hottentotten in Breakwater (Photo Fripp, Museum für Völkerkunde Berlin)



1. Pygmäenpaar aus Salambongo, Iturigebiet
(Photo Czekanowski, Museum für Völkerkunde Berlin)



2. Bana vom Logone. Khoisanider Einschlag
(Photo Museum für Völkerkunde Berlin)



3. u. 4. Kindigafrau. Deutsch-Ostafrika. Khoisanider Einschlag
(Photo Kohl-Larsen)

um eine neue Mischrasse heranreifen zu lassen, die eine Ausgeburt gesunkener Rassenmoral des Hirtenadels und des parvenuhaften Strebens des plutokratisierten Bauerntums darstellt.

Die Rassen Nordafrikas gehören fast ausschließlich zu den eurasischen Rassekreisen und nicht zu denen Afrikas. Die mediterrane und orientalische Rasse überwiegt durchweg. Die mediterranen Berber und die orientalischen Araber (Tafel VII, 2) wohnen oft Seite an Seite, und Rassenmischung ist unvermeidlich. In diesem Fall handelt es sich jedoch um nächstverwandte Rassen.

Auffallend ist das brachykephale Element auf der Insel Djerba und an der Tunisküste. Es ist noch unklar, ob wir es hier mit einer alten Breitschädlichkeit mesolithischer Bewohner, ähnlich der der Tardenoisienleute am Tajo in Spanien, zu tun haben, oder ob es sich um alpine oder dinarisch-vorderasiatische Elemente anderer, jüngerer Herkunft handelt.

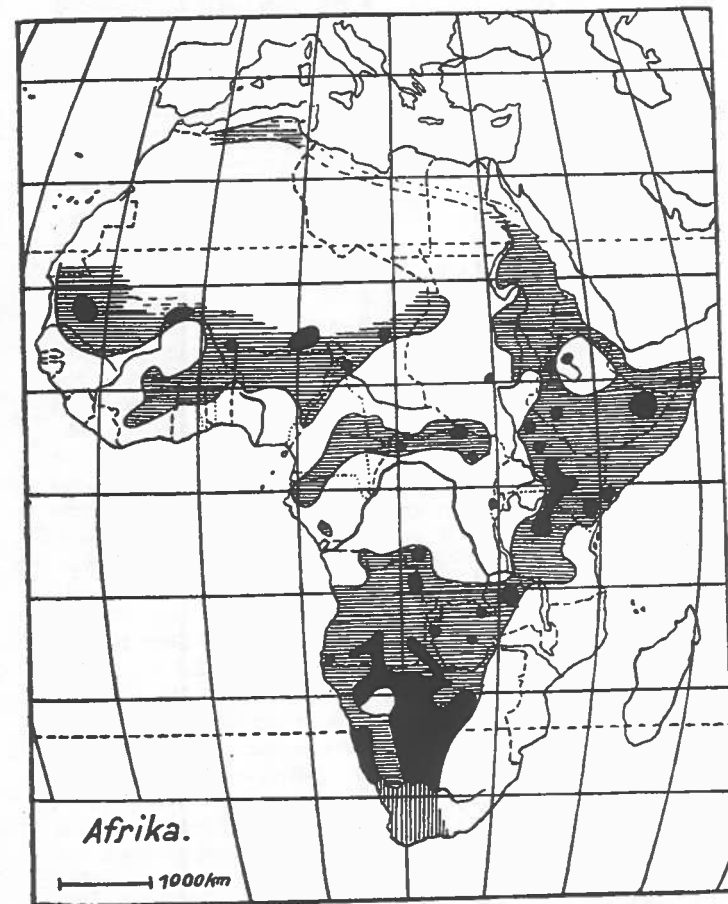
Ein dalisch-fälisches Element ist bei vielen Berbern unverkennbar: die breiten Gesichter, tiefliegenden Augen, schmalen Lippen, die schmalen Körper und das blonde Haar im Verein mit den blauen Augen beweisen dies in ihrem häufigen Zusammentreffen im Aurèsgebirge und auf den Kanarischen Inseln bei den jetzt ausgestorbenen Guanchen. Nordische Elemente — wohl weniger dem Vandaleneinfall als anderen andauernden Einwanderungen in Nordafrika zu verdanken — treten daneben in Erscheinung. Es ist noch nicht klar, ob die blonden, blauäugigen Libyer auf den altägyptischen Denkmälern von 1700 oder aus der thebanischen Necropolis (um 1300) oder schließlich die Libyer der Griechenzeit fälisch oder nordisch waren.

Negrider Elemente kamen durch die Saharahandelsstraßen, den Sklavenhandel und die verhältnismäßig rezente Haussaeinwanderung nach Norden. Neben kompakten Negersiedlungen finden wir Mischungen der nordafrikanischen Rassen mit Negern teilweise in recht starkem Maß; z. B. sind die berberischen Mauren vielfach mit Mandingo und Wolof gekreuzt.

Während unter den Tuareg eine geschlossene Negerschmiedeschicht liegt und als Sklavenelement trotz der strengen Klassensonderung dauernd negrides Blut in die höheren Schichten des hochwüchsigen und langschädigen, orientalischen Adels, der Imoshagh, und den etwas gröberen Vasallen, den Imrad, schickt, sind die Tibu noch wesentlich negrid.

gesehen werden kann, neigt jetzt Schebesta zu der Ansicht, daß er bei den Pygmäen bodenständig ist. Es handelt sich zwar um Gruppentotemismus (nichtexogame Clans), jedoch um eine Form, die bei Ituri- und Gabunpygmäen sehr stark religiös geladen und voller Elemente des individualtotemistischen Stadiums ist (Hervorgehen der Gruppentotems aus Individualtotems der Vorfahren). Diese Form muß aber als ältere einer protototemistischen Mentalität der persönlich-religiösen Beziehungen zum Tier nahestehen. Die im ganzen Nordkongo — auch bei den Pygmäen — geglaubte Verwandlung des Toten in das Totemtier stammt direkt aus dieser protototemistischen Schicht (s. unten). In der Frage der Pygmäenreligion drehte es sich bislang vor allem um die Frage, ob die Pygmäen einen allseits und vor allem verehrten Hochgott kennen. Die Tatsache eines pygmäischen Hochgottes ist nach den neueren Forschungen nicht mehr zu bestreiten, doch wird nach denselben Aufklärungen immer offensichtlicher, daß diese Idee nicht die allesbeherrschende ist, sondern daß der von P. W. Schmidt als wenig ausgeprägt bezeichnete Zauberglaube recht bedeutsam zu sein scheint (s. z. B., was Schebesta über den Kraftstoff „megbe“ usw. zu sagen hat). Gerade in der Religion zeigen sich auch ganz auffallende Beziehungen zu den mythischen Ideen der Buschmänner (Gestalt eines Jagdglickspenders, Verbindung von Gott und Männerweihe, der Schwirrholtz, bestimmte demiurgische Taten Gottes, der Hochgott der Ituripygmäen „Tore“ ist gleichnamig dem einiger Buschmannstämme „Tora“ usw.). Da wir auch unter den Nordkongostämmen am Waldrand ähnliche Erscheinungen innerhalb ihrer „Tore“-Mythologie feststellen und sich hier ebenfalls allerlei Beziehungen zur eurafrikanischen Steppenjägerkultur (s. unten) auffinden lassen (u. a. Mantis religiosa als Märchenheld!), so legt uns dies (auch aus anderen, hier nicht anführbaren Gründen) den Gedanken nahe, daß früher hier Pygmäen und eurafrikanische Jäger (vielleicht sogar direkt Buschmänner) zusammen wohnten und sich beeinflussten. So ließen sich auch die vielen Ähnlichkeiten bei doch grundsätzlich verschiedener Artung erklären.

Somit ist auch schon die nunmehr zu besprechende Kultur genannt: die *eurafrikanische Steppenjägerkultur*, ein bis jetzt leider fast ganz übersehener Kulturkomplex der weiten Salz- und Trockensteppen Afrikas. Das Verbreitungsbild dieser Kultur ist allerdings erheblich gestört; nur um wenige Punkte sammeln sich die einzelnen Elemente zu größerer Geschlossenheit. Aber sie ist auch als Substratkultur noch in viel größeren Gebieten zu spüren. Oft zeigen noch getrennt neben den Volkskernen dahinlebende Jägergruppen, daß ihre Kultur sich an diesen Kulturkomplex anschließt, und die von Frobenius so genannte und am Sahararand noch fühlbare „Mahalbi“-Kultur gehört absolut in unseren Zusammenhang. Am reinsten findet sich diese Steppenjägerkultur noch bei den Busch-



Steppenjägerkultur

- Jägervölker oder wesentlich jägerische Völker
- ▨ Stärkere Auswirkungen der Steppenjägerkultur

männern, deren Kernvolk durch die Kalahari und seit seinem Eintritt in diese Umwelt degenerierte und kulturell verarmte und nicht als ursprüngliches Urvolk bezeichnet werden kann. In den Jagdgebräuchen, in Mythen und in der Religion findet sich von allem Negerischen absolut Abweichendes. Die Geisteswelt des Buschmannes ist mit der des Negers einfach nicht zu vergleichen (s. Baumann, Schöpfung, S. 6 ff.).

Der absolut unnegerischen Lebens- und Denkweise entspricht auch das Blutgruppenverhältnis. Die Buschmänner fallen durch einen Höchstprozentsatz der Gruppe O (56,1%), dem nur noch die südöstlichen Bantu (sicher von jenen beeinflusst!) nahekommen, auf. Sie zeigen aber gleichzeitig viel A (29,6%); dagegen fehlt das bei den Negern starke B fast ganz (nach Pijper). Diese AO-Komposition findet sich nun besonders bei anderen peripheren Völkern am Rand der Ökumene, z. B. bei Lappen, Australiern usw., gleich ausgeprägt, und O muß überhaupt als primärste Blutgruppe bezeichnet werden. Besonders bemerkenswert ist das gleichartige Verhalten der Australier. Es ruft uns die schon von Bleek erkannten, später von Ankermann und Gräbner (s. „Weltbild der Primitiven“) herausgestellten, überraschenden, oft bis in Einzelheiten gleichen mythischen und religiösen Ideen und auch im stofflichen Kulturbesitz vorhandenen Analogien beider Völker ins Gedächtnis („Botenstäbe“, Ballspielmythus, „Mond als Bumerang oder Sandale an den Himmel geworfen“, der lunarchthonische Nachtgott, binare Zählweise usw., ganz ähnliche mythische Ideen um Jupiter, magellan. Wolken, Milchstraße, Sonne usw.). In diesem Zusammenhang sei nochmals auf die australoiden Züge, die von verschiedenen Forschern an südafrikanischen, vorgeschichtlichen Skeletten und rezenten Individuen beobachtet sein wollen, hingewiesen.

Dagegen wird die Beziehung der Kernbuschmannkultur zu entsprechenden Erscheinungen bei Völkern Ost- und Nordostafrikas immer klarer. Jägervölker wie die Kindiga und Ndorobo, die Boni, Watet, Sanye-Ariangulu, die pariaartigen Midgan unter den Somali, eine Reihe von Jägervölkchen und -gruppen unter den negriden, halbnegriden und hamitischen Stämmen an den Rändern der Sahara und im Nordsudan (bei Tagant, Gow, Kalle, Kerebina, Manga-Berri = Berri, Thony usw.), müssen wir hierher rechnen! Vielfach dreht es sich hierbei zwar um deutlich negride Stämme, aber ebensooft um hellerfarbige, ja aus vielen Anzeichen müssen wir annehmen, daß diese Jägervölker ursprünglich alle zu einer heller gefärbten und, wie Verhältnisse in Nordostafrika nahelegen, geradezu khoisaniden, also buschmannähnlichen Rasse gehörten. Hinsichtlich der Kindiga und Sandawe in Ostafrika, deren Kulturgut so stark an das der Buschmänner erinnert, wurden immer noch Zweifel an ihrer khoisaniden Physis gehegt. Die neuesten Forschungen von Kohl-Larsen (s. u. a. Umschau: 14. März 1937, S. 248) lösen nun auch diese

Frage. Abbildungen (s. Taf. II 3, 4) und anthropologische Beobachtungen des Forschers stellen einwandfrei fest, daß die Kindiga deutlich Buschmannblut haben. Das Urbuschmannstum, mit dem sich später auch ein Teil der stark hamitisch ausgerichteten, von Norden eingewanderten Althottentotten verschmolzen hat, ist prähistorisch mit der Wilton- und Smithfieldkultur in Südafrika, mit der Elmenteitakultur in Kenya und auch mit der Capsienkultur Nordafrikas, vielleicht auch mit den Verfertigern der ostspanischen Felsbilder zu verbinden. Überall, wo diese vorgeschichtlichen Kulturen anzutreffen sind, lebt noch heute ein altes Jägertum mit ganz spezifischen Formen. Auch die Felsmalereien und Gravierungen der meisten Stilarten sind in Afrika auf diese Kulturschicht zurückzuführen. Das Jägertum wirkt sich außer bei den oben genannten Stämmen noch besonders im südlichen Kongo und in Ostangola aus (besonders: Yaka, Lunda, Kete, Nkoya-Mbwela, Kwanyama, Cokwe, Mbundu-Selle usw.), im zentralen Deutsch-Ostafrika (z. B. Nyamwezi, Safwa, Hehe, Ndamba usw.), am Osthorn bei Somal, Hirtengalla, Baggara und Homranarabern, Bedja-Bisharin und anderen Völkern, an der Nordkongogrenze, im Hinterland der Elfenbein- und Goldküste und in Nordtogo (z. B. Gagu, Grussi-Lobi, Barba, Malabu, Kelle, Baya, Ngbandi, Zande usw.).

Diesem Komplex ist viel von dem zuzuordnen, das Frobenius der hamitischen Kultur zuschreibt, was begreiflich erscheint, da die eurafrikanischen Jäger auf den gleichen Wanderbahnen zogen und die gleiche Umwelt (Salzsteppe) bevorzugten wie die Viehzüchter. (Das Kriterium der Zugehörigkeit zu dieser Kultur ist meist das Vorhandensein eines Faktums in der Buschmannkultur, obwohl hier, bei deren starker Schichtung, Vorsicht am Platze ist.)

Dieser Kultur gehören besondere Jagdriten und Jagdmethoden an, z. B. die Jagdmaske, das Vergiften der Wasserplätze, Wurfstöcke, die Tellertrittfalle, Einstecken von vergifteten Pfeilen im Straußennest, das Verletzen der Achillesferse; das Zu-Tode-Hetzen der Gazelle im Lauf. Ein wichtiges Gerät ist der Grabstock mit dem Beschwerstein, der ursprünglich nur Sammlergerät, später auch von Pflanzern als Feldumbrecher übernommen wurde.

Die Kleidung der Frauen dieser eurafrikanischen Jägervölker bestand aus Lederschürzen und Lederumhängen, ähnlich den Verhältnissen im osthamitischen Kreis. Vieles deutet darauf hin, daß das Penisfuttural diesem Jägertum angehörte, finden wir es doch auf Buschmannmalereien Südrhodesiens, ebenso wie ja auch die merkwürdige anatomische Besonderheit der Buschmänner, der dauernd halberigierte Penis, auf den Feldmalereien vorgezeichnet ist. Die starke Jägerelemente enthaltende altlibysche Kultur kannte, wie wir wissen, die Penistasche, wie sie heute noch bei den Moba in Nordtogo vorkommt. Auch die anderen sudanischen

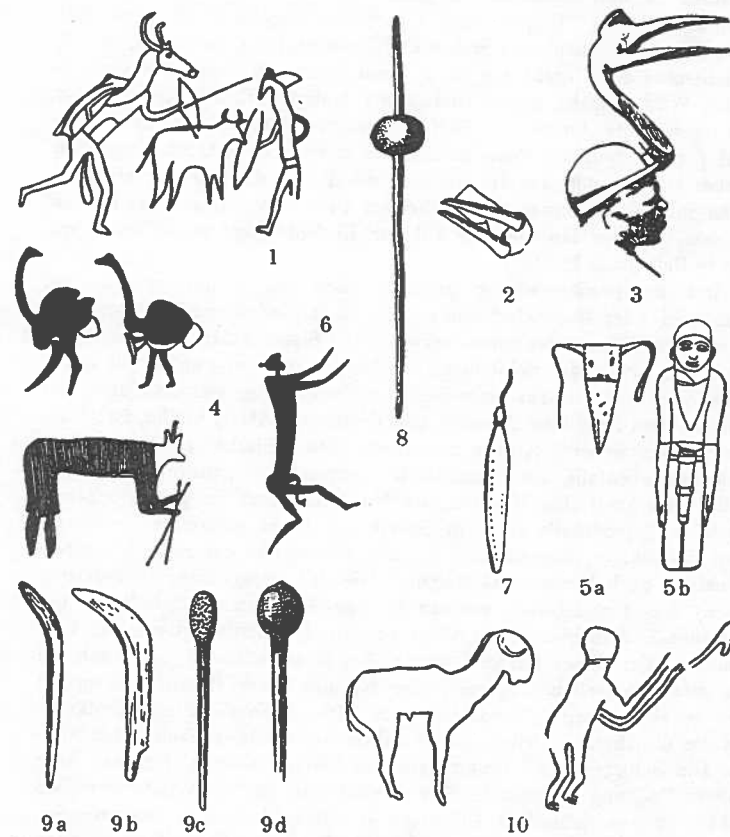
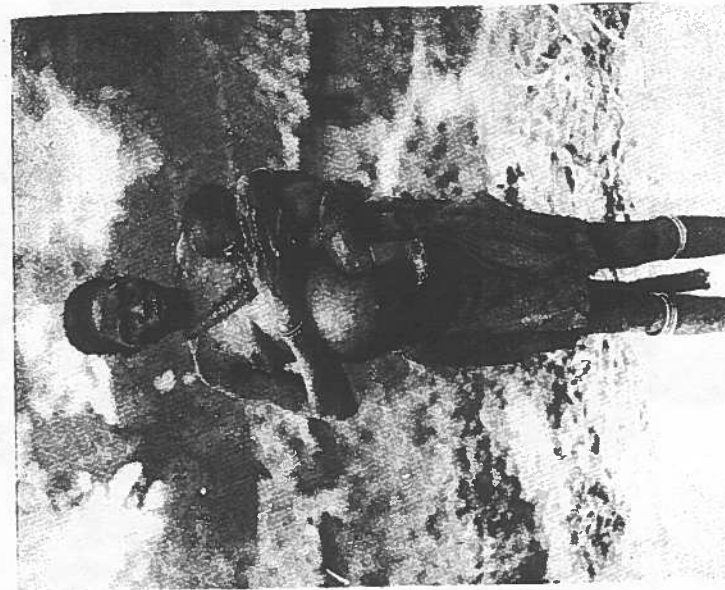
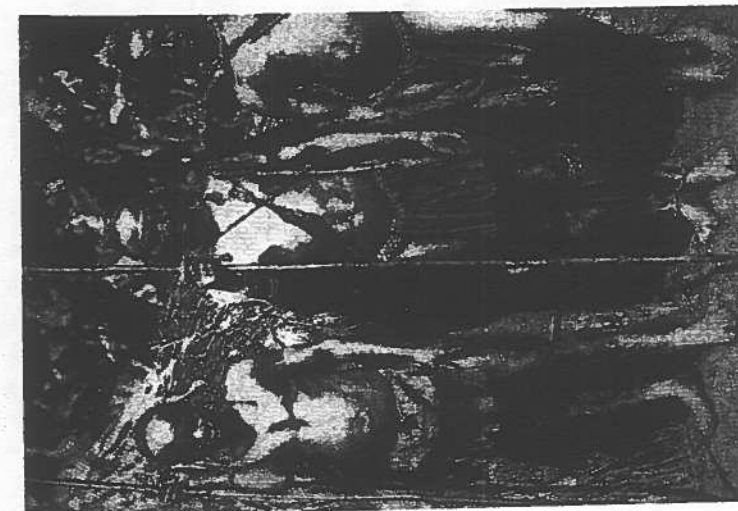


Abb. 2: Steppenjägerskultur I

1. Felsbild im Tale Teli-ssarhe, Fessan, Jagdmaske (nach Barth)
2. Jagdmaske (Hörnchen), Nord-Nigeria (nach Lindblom)
3. Jagdmaske (Hörnchen) Nupe (nach Firmin)
4. Jagdmasken (Strauß, Antilope) Buschmann-Malerei (nach Stow und Orpen)
5. Penisförmige: a) Moba, Nordtogo; b) Figur von Negadeh, Altägypten (nach von Luschan)
6. Penisförmige, Buschmannzeichnung, Mtoko; Süd-Rhodesia (nach Frobenius)
7. Schwirrhölz, Buschmänner; Mus. f. Völk., Leipzig
8. Grabstock mit Beschwerstein, Buschmänner; Mus. f. Völk., Berlin
9. Keulenformen: a) Wurfhölz, Dar-For; b) Wurfhölz, Mandara; c) Wurfspeere, Buschmänner; Mus. f. Völk., Leipzig; d) Steinknaufröhr, Nandi; Mus. f. Völk., Berlin
10. Felsbild von Ksar Ahmar (Keragda), Nordafrika, Mann mit Wurfhölz (nach Flammand)

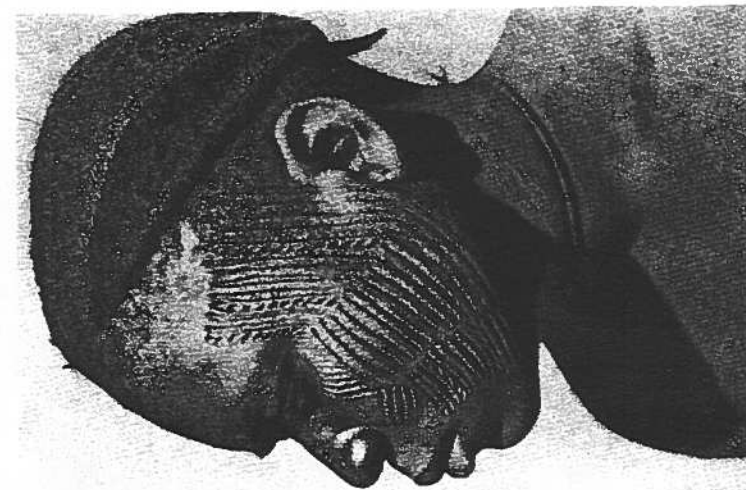


2. Ambaweb am Ruwenzori mit Lippenstiften und Kindertragband
(Photo Czekanowski, Museum für Völkerkunde Berlin)

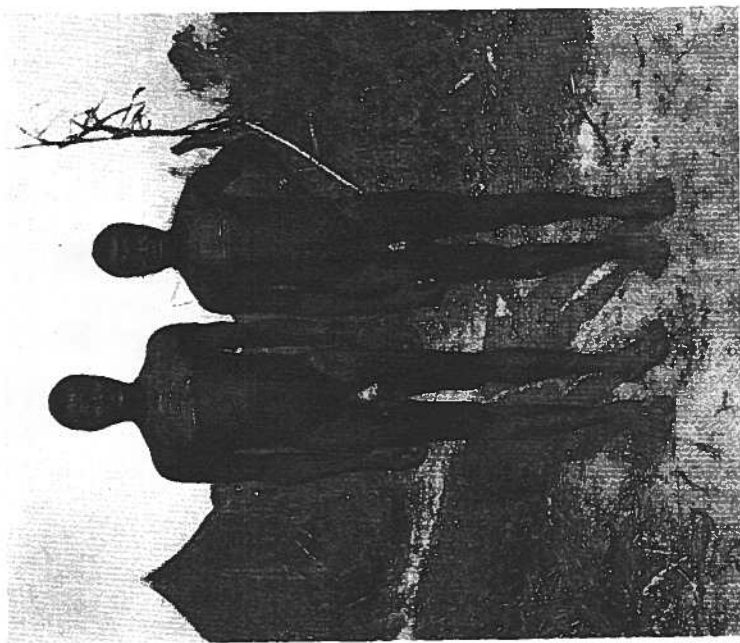


1. Rege-Männer (Osikongo)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

NEGRIDE RASSE



1. Jarawa mit Gesichtsnarben. Nordnigerie
(Photo Hassel, Museum für Völkerkunde Berlin)



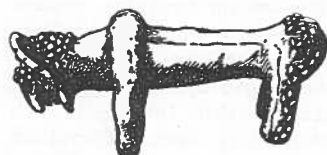
2. Tamermänner mit Penisfutralen
(Photo Prell, Museum für Völkerkunde Berlin)

Penisfutralen und ebenso die südostafrikanischen (als Buschmännerbe?) lassen sich als der Steppen- und Jägerkultur zugehörig erkennen. Tatsächlich lebt noch heute im Sudan und Nordostafrika die Scheu, die Geschlechtsteile aus Furcht vor dem bösen Blick, der besonders vom getöteten Wild ausgeht, sehen zu lassen („Mahalbikultur“, s. Frobenius: Kulturgeschichte Afrikas, S. 70ff.), weshalb die Hadendoa, obwohl sie nackt jagen sollen, den Penis noch heute in einer Ledertasche verhüllen. Hierher gehört auch das Hochbinden des Penis, das wir vor allem im Sudan entdecken können (Lobi, Biri am Uelle usw.). Besonders klar ist das dort, wo das Hochbinden auf der Elefantenjagd geübt wird, wie etwa in Bali (nach Hutter).

Der Steppenjägerkultur gehören auch die Schmuckperlen aus Straußenei- oder Muschelschalen an, die Signalpfeifen und Pfeifsprachen, die mit dem Bogen zusammen verwendeten Signalgeräte (Trömmelchen, Glöckchen usw.); die Schleuder; der Bogen als Hauptwaffe mit angewickelter Sehnen-, Darm- oder Fellschnurbesehung, vielleicht auch der Senkend- und Scheitelsenkbogen, den Frobenius (Atlas, Afrika, Blatt 38) seiner „hamitischen“ Kultur zurechnet. Sicher hierher gehört die von Frobenius ebenfalls als „hamitisch“ angesehene „zusammengesetzte Spitze“ am Pfeil (bei Khoisan, im Nordosten und im prähistorischen Nordafrika), jedenfalls die vom Schaft sich leicht ablösende Form von meist dreieckiger, ungestielter, die alte Steinspitze der mikrolithischen Industrien nachahmender Gestaltung. Die steppenjägerische Befiederung scheint die „tangential“, aus ein bis zwei flach an das Schaftende gebundenen Federn bestehende Abart zu sein. Jedenfalls legt uns das Vorkommen aller dieser Formen sowohl bei Buschmännern als auch bei dem ostafrikanischen Jägervolk der Kindiga diese Meinung zwingend nahe (s. Hirschberg: Africa, Bd. 7, S. 448). Auch die Steinknaufkeule und die Wurfhölzer Afrikas gehören ihrer Verwendung nach sicher hierher. Die Behausung ist die einfache aus Ästen, Zweigen, Blättern oder anderer Deckung bestehende Kuppelhütte oder gar der Windschirm, wo nicht von den seßhaften Pflanzern die Kegeldachhütte übernommen wurde. Jene dem Nomadismus angepaßte Form der Behausung ist auch der hamitischen Viehzüchterkultur eigen.

Die ältere Sozialform ist die Jagdschar mit dem Ältesten als Anführer wobei die Einzelfamilie eine wirtschaftlich bedingte, recht weitgehende Selbständigkeit hat. In späteren Formen herrscht die vaterrechtlich bestimmte Sippe vor. Die Initiation erfolgt zwar heute bei den Buschmännern ohne Genitaloperation, aber das dürfte durch eine Verarmung zu erklären sein, da wir von den Nordwestbuschmännern und anderen Gruppen zum mindesten deutliche Initiationsweihen im Busch mit dem Erscheinen eines Jagd- und Buschdämons kennen. Dies ist aber anderswo in Gebieten, die von der Steppenjägerkultur noch erfaßt werden, gewöhn-

lich eine Raubkatze (Leopard, Löwe usw.); sie reißt z. B. in dem von Frobenius aufgedeckten Mahalbikkomplex ein Stück des Geschlechtsteiles, oft den einen Hoden, ab. Das bringt uns natürlich die Initiationsweihe der stark buschmännisch infizierten Hottentotten ins Gedächtnis zurück, denn hier wurde ja nach Kolbs trotz allem nicht wegzuleugnenden Bericht ein Hoden entfernt. Andere Initiationsweihen dieser Jägerkultur verknüpfen das physische Mannwerden mit der Einweihung in die letzten Geheimnisse der Jägerkunst, so die heilige Jagdimpfung mit Teilen der Wildtiere und die magisch wirkende Armskarifikation. Auch die rituelle Fingeramputation muß angesichts der Zuordnung von Krickeberg zur subarktischen Jägerkultur in Amerika (Zeitschrift für Ethnologie 1934, S. 349) dem Vorkommen von Handdarstellungen mit amputierten Fingern in spanischen und französischen Höhlen des Aurignacien (s. Obermaier: Der Mensch der Vorzeit. Berlin-Wien, S. 428 ff.) und bei den Buschmännern, sowie in anderen steppenjägerisch verdächtigen Gebieten Afrikas hierher gerechnet werden. An Musik- und Lärminstrumenten sind besonders der Musikbogen und viele Rasselarten zu erwähnen, vor allem der z. B. im Sambesi-Angola-Gebiet fast nur von Jägern kultisch verwendete Reibestab sowie das Schwirrholtz, mit dem die Stimme des Jagddämons (Löwe) nachgeahmt wird. Erotische Tiertänze mit dem allerdings meist verlorengegangenen Gedanken der Tierverschönerungsmagie sind zu erwähnen. Steppenjägerisch sind dann noch das doppelgeschlechtliche



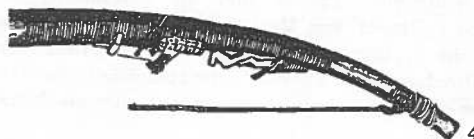
1



2



3



4

Abb. 3:
Steppenjägerkulturen II

1. „Tambwe“ Wachsfigur eines Löwen, Jagdzauber der Cokwe (nach Baumann)

2. Bogentrommel; Signalgerät für die Jagd; ertönt beim Anschlag der Bogensehne. Shere am Mbomu (Mus. f. Völk., Berlin)

3. Miniaturbogen; gegen böse Zauberei nachts getragen; Cokwe (nach Baumann)

4. Bogen mit Jagdammuletten; Lunda (Ostangola) (nach Baumann)

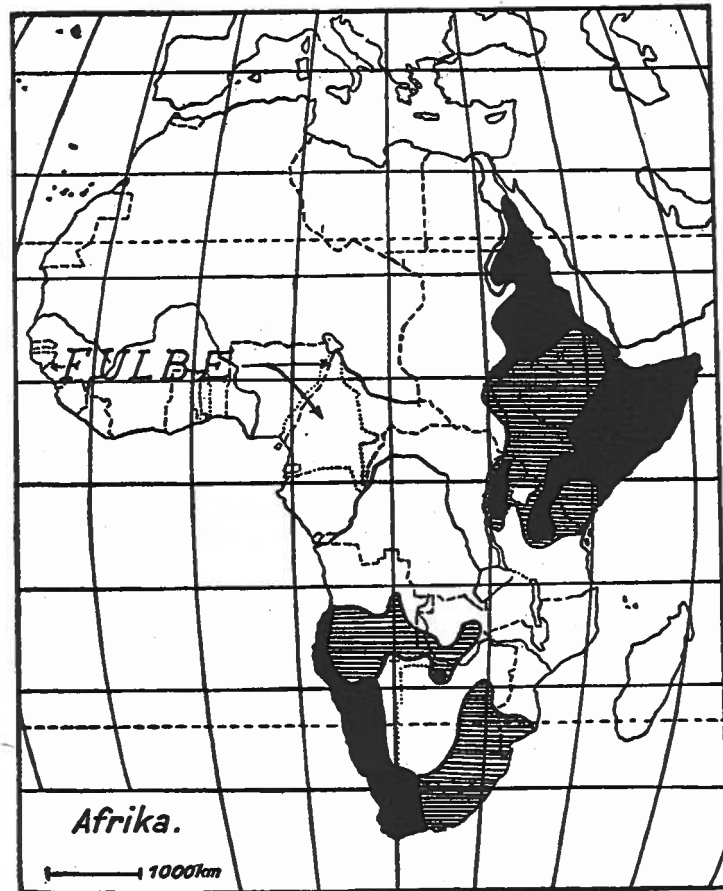
Würfelorakel, das Tierorakel, Steinsetzungen zur Ortung, als Wegzauber und als Grab.

In der Religion und Mythologie beherrscht ein ganz ausgeprägter Präanimismus das Feld; animistische Gedanken fehlen fast völlig. Die Toten sind mehr Gespenster und lebende Leichname denn Manen. Der reichentwickelte Zauberglaube äußert sich besonders in sehr charakteristischen Jagdzaubern (magische Bogen u. dgl.). Neben dem Grab, das Steine beschweren, ist daher die Aussetzung die gemäße Bestattungsart. In der Mythologie spielt der meist in Tierform vorgestellte Jagdherr oder Buschdämon, der stellenweise mit dem Hochgott verschmilzt, eine besondere Rolle (s. oben). Die Khoisan kennen so ihre Kaggen, Ngo, Hise, Heisib oder Heitsi-Eibib, die Nordvölker meist eine Raubkatzenart. Dieser Tiergott- (Helden-) Mythologie gehören zu: die Tiergemeinde, die Arzneigewinnung vom Buschherrn usw.

Dieser Kultur kann mit größter Wahrscheinlichkeit wenn auch nicht der gesamte Totemismus so doch die ältesten Formen dieser durchaus nur aus der Jägermentalität verständlichen Erscheinung zugesprochen werden. Schon im Gruppentotemismus, der nicht die Grundform ist und in der Mischzone seßhafter Nigritier mit den Steppenjägern sich entwickelt haben dürfte, liegen noch wichtige Elemente des Protototemismus, dem vor allem alle Formen des Individualtotemismus, Schutztiertierglaubens, des tierischen Alter-Ego und die primären Tierverschönerungsideen usw. zuzuordnen sind. Von diesen Dingen besitzen auch die Buschmänner, denen der Gruppentotemismus unbekannt ist, wesentliche Beweisstücke.

Zu betonen ist noch, daß die Steppenjäger die Sonne in Mythos und Ritus auffallend stark betonen. Die Sonne ist z. B. auch bei den Kindiga in Ostafrika, deren wichtige Position als Restposten auf der Nord-Süd-Wanderung der Steppenjäger wir mehrfach feststellten, das höchste Wesen (isoako). Der Sonnengott wird vor der Jagd um Hilfe gebeten (ausspucken!). Alles, Wald und Tiere, gehört der Sonne. (Kohl-Larsen in „Umschau“ 1937, S. 252.) Auch hier überschneidet diese Kultur die alt-ägyptisch-altlibysche mit ihren Sonnenschafideen.

Auf derselben Wanderbahn wie die eben genannte Steppenjägerkultur zog auch die Kultur der großviehzüchterischen (Ost-) Hamiten von Nordafrika über den Nordosten nach Süden. Ganz Ostafrika wurde von ihr und ihren Trägern durchsetzt. Die Osthämiten brachten ihr „äthiopides“ Blut überall dorthin, wo wir auch ihre besonderen Kulturphänomene antreffen, ja das Auftreten ihrer Physis ist geradezu ein Kriterium für die mögliche Existenz ihrer Kultur und auch umgekehrt, so daß hier die These von der Einheit der Kultur und des Blutes glänzend gerechtfertigt erscheint. Sprachlich gesehen liegen die Dinge nicht so klar. Seit Meinhof glauben wir an einen sprachlichen Zusammenhang aller sog-



Othamitische Kultur ■ gut erhalten ≡ mit anderen Kulturen stark vermischt

nannten Hamitensprachen, von den Kanarischen Inseln bis zu den Fiom — Somali Ostafrikas, ja sogar bis zu den Hottentotten. Kulturell und anthropologisch gesehen, stellen wir aber ein deutliches Abweichen der Nordwesthamiten von dem übrigen Hamitentum fest. Die Berberstämme und teilweise auch die Tuareg unterlagen weitgehend der altmediterranen, vorindogermanischen, pflanzerischen und urbanen, mutterrechtlichen Kultur — im Sinne Bachofens und Kerns (s. unten). Fraglich ist noch die Stellung der im Sudan von Senegal bis zum Ostsudan verbreiteten und verstreuten Ful, deren verstärkte Teile dem altmediterranen und jüngeren islamischen Einfluß erlagen, deren rein pastorale Gruppen aber deutlich die Abstammung vom Othamitentum zeigen. Die größte Schwierigkeit des Fulproblems liegt aber fraglos in der noch ungelösten Stellung ihrer Sprache. Überdies kam mit den Arabern schon früh die Kamelzucht, die bei Tuareg usw. eine weitere Umstellung mit sich brachte.

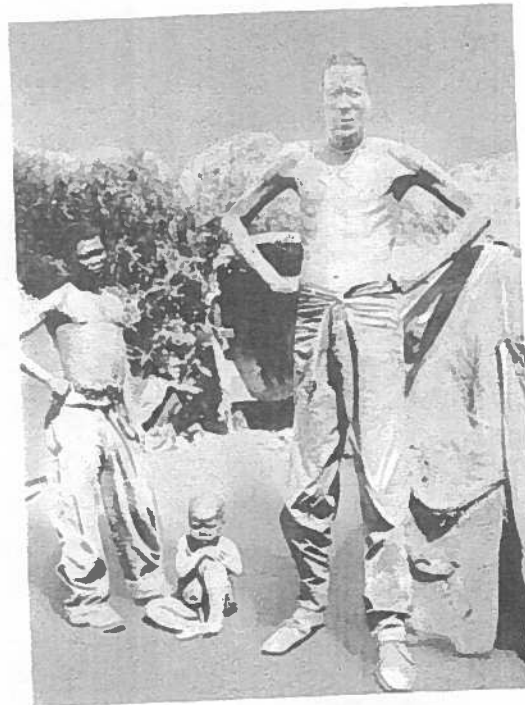
Die Othamiten sind dagegen echte und rechte Großviehzüchter, deren Verwandtschaft mit den nomadischen Teilen des Semitentums ganz unverkennbar ist. Neben dem Großvieh — besonders das Langhornrind scheint ihnen zuzugehören — ist die Fettschwanzschafzucht beliebt (Adametz, Kroll). Die Zucht des Langhornrindes bezeichnet zugleich den Weg des Hamitentums; sie findet sich bei Hasani und Baggara, in Kordofan, bei Abessinern, Somali, Shilluk, Dinka, Nuer, Hima, Masai, Cwana, Herero und Hottentotten. Huhn und Ziege — die Pflanzertiere — fehlen dieser Kultur. Dagegen gehört ihr eine eigene Hundeart (Windhundform, nach Kroll, Adametz) an. Einige Forscher, denen wir die erste tiefgreifendere Einsicht in das Hamitentum verdanken, nennen als Elemente des hamitischen Viehzüchterkomplexes im Zusammenhang eine ganze Reihe besonders religiös-mythischer Faktoren. So müssen wir das Schlachten von Großvieh nur zu festlichen und kultischen Zwecken, die Reinheit des Rindes und seiner Exkremente (Urin, Dung), die auch zum Säubern der Gefäße Verwendung finden, hierherrechnen. Othamitisch ist auch die Bevorzugung von Holzgefäßen bei der Viehzucht, das Verbot von Ton und Metall zur Herstellung von Milchbehältern und die Mischung von Milch und Wasser. Die Frau wird aus der Viehzucht, die ein ausgesprochen männlicher Beruf ist, ausgeschlossen. Diese Ansicht besteht mit Recht gegenüber Frobenius, der als ein Opfer seines Irrtums, die hamitische Kultur als mutterrechtlich anzusehen, die wichtige Stellung der Frau aus einigen sekundären Erscheinungen herauslesen will; denn gerade die Langhornrinderzüchter haben alle den Ausschluß der Frau. Als weitere hamitische Kulturgüter rechnet man die Verbindung des Häuptlings mit dem Rind („Rinder sind Macht“; das Begräbnis in der schwarzen Rinderhaut), die Mythen vom gemeinsamen Ursprung von Mensch und Rind, das „Beschmecken“ der Milch, die ausschließliche Verwendung der in Kalebasse oder Fellsack geschwungenen Butter als Salbe,

es gibt am Hofe Pagen, Henkerswachen und Geheimpolizei;
Wallfahrten zu den Ahnengräbern der Könige mit Menschenopfern;
Trommeln im königlichen Kult;
Feiern bei Erscheinen des Neumondes (siebentägiges Fest) usw.

Auch der Glaube, daß sich aus der königlichen Leiche ein Wurm entwickelt, der sich dann weiter in den Löwen oder Leoparden verwandelt (Fanany-Mythe), ist diesem ganzen Kulturkreis eigen. Die Wurzeln der Sitte sitzen aber, wie Stülpner nachwies (Der Tote in Brauch und Glauben der Madegassen, 1929, S. 129), nicht in Madagaskar, wo sie ebenfalls in Blüte steht, oder gar in Indonesien, sondern in eben diesem Gebiet des rhodesischen Kulturkreises. Sie beweist vor allem durch ihr Vorkommen im Zwischenseengebiet bei den dortigen Adelsschichten die enge Bindung dieses Areals an die rhodesische Kultur. Frobenius rechnet auch den Zahnaberglauben („wenn die oberen Zähne des Kleinkindes zuerst erscheinen, bedeutet dies Unglück“), den er nur im Gebiet seiner süderythräischen Kultur findet, hierher, ebenso das Kupfergeld in den Kreuzbarren, das altgeschichtlich und noch neuzeitlich erwiesen ist. Die deutlich „lunaren“ mythischen Momente, die sich auch im Königsritual bemerkbar machen, mögen weniger auf die mutterrechtlichen Bantu des Sambesi-Nyassa-Angolagebietes zurückzuführen sein, als mit der ganzen rhodesischen Herren- und Fremdkultur, die von einer alten orientalischen, am Indischen Ozean beheimateten Völkerwelt ausging, zusammenhängen. Die lunar-aristokratische Stammvatermythik findet sich nicht nur in Südrhodesia, wo Frobenius („Erythrä“) klassische Beweisstücke sammelte, sondern auch im Südkongo und im Zwischenseengebiet. Der Urahn als Feuerbringer wird erster König, und der entzündete Brand wird in Loango das heilige Staatsfeuer, das im ganzen rhodesischen Kulturgebiet (Unterkongo, Südangola und nördliches Südwestafrika, Lunda, Uganda, Shona usw.) ein Kulturzentrum darstellt und mit dem Leben des Herrschers nicht selten identifiziert wird. Von weiteren Mythen sind zu nennen; die Venusfrauen des Mondkönigs, das Steinhaus und der Turmbau zum Mond. Der Mond tritt in dieser Legende als Muschelscheibe des Königs auf, ein Insignum, das im ganzen rhodesischen Bezirk als Adelssymbol gilt.

Ganz auffallend aber sind die mit der neusudanischen Kultur im Süden parallel gehenden Kulturelemente, die zu beweisen scheinen, daß tatsächlich die rhodesische Kultur ein Schwesterzweig dieser nördlichen Kulturart ist. Wir finden im Gebiet zwischen Monomotapa und Loango die Baumwollweberei wie im Norden, die Pfloktrommel, die Reibetrommel, die Sanduhrtrommel (nach Wieschhoff), das Xylophon, Abb. 22, die Doppelglocke, die traverse Bogenbeschnung (Ledersehne) und der Pfeil mit gespreizter Kerbe (Frobenius), Bogenhalter, die Goldminenarbeit und entwickelte Metalltechnik, das Flechtbandornament (Südkongo, Shona), Gesichturnen (Südkongo, Luena), Abb. 23, die Lehmstichttürme (nach

1. Der Herero „Langmann“.
Er sollte im Frühjahr 1905 in
Windhuk gehängt werden:
da aber der Strick riß, wurde
er erschossen. Man beachte
den Gegensatz zu seinem
kholanischen Nachbarn
(Photo Lohmeier, Museum für Völker-
kunde Berlin)



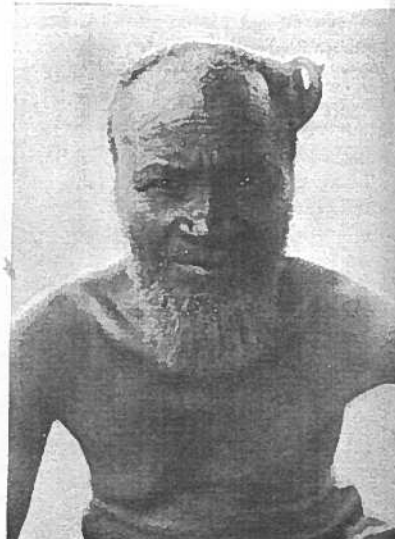
2. Sultan Kissilerobo von
Mpororo mit seinem Neffen
(Photo Weiss, Museum für Völker-
kunde Berlin)



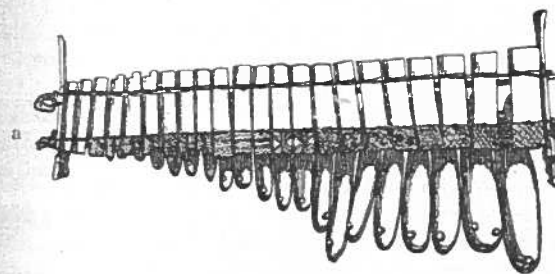


1. Somali

(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

2. Junger Cokwemann (Ostangola)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)3. Alter Cokwemann (Ostangola)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

Frobenius), Nackenstütze, Wasserpfeife, weiter das königliche Flußgrab und die Räucherung der Leiche, vor allem die schon im neusudanischen Komplex genannten höfischen Einrichtungen und Sitten. Kaum eine der afrikanischen Kulturen — vielleicht abgesehen von der gleich folgenden — hat ein so eindrucksvolles, einheitliches und in sich geschlossenes Aussehen. Die ursprünglichen rassischen Züge der ersten Träger mögen in der Zeit, als diese Kultur an der Ostküste Fuß faßte, schon eliminiert worden sein. Immerhin sprechen davon manche Traditionen, vor allem die Anwesenheit eines deutlich orientaliden Händlerelementes noch heute in Mashonaland, das nicht nur reichlich viel semitische Kulturelemente, sondern auch orientalische Rassezüge aufweist: die Lemba. Sie sind hier offensichtlich die Verfertiger der entwickelteren Metallarbeiten (Drahtzieher, Kupferarbeiter).



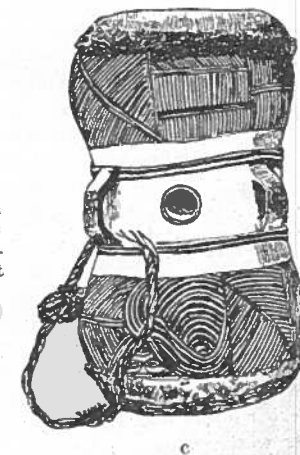
b

Völkerkunde Afrikas 5

Abb. 22: Rhodesische Kultur

Musikinstrumente

- a) Xylophon der Venda; Mus. f. Völk., Berlin
- b) Reibetrommel der Yaka (Kuango) (nach Torday)
- c) Sanduhrtrommel; gepföckt; Einsatz mit Spinnwebmembrane, Cokwe (nach Baumann)



c

DIE KULTURPROVINZEN

Die Gliederung Afrikas in ethnographische Provinzen, die wir als Grundlage unseres deskriptiven Teiles annehmen wollen, baut sich auf Gebieten einheitlicher Kulturen oder gleichmäßiger und typischer Mischkulturen auf. Selten werden sich ja Kulturen, so wie wir sie eben kennenlernten, ganz rein auffinden lassen, da sie stets überschichtet, aufgespalten oder vermischt sind, wenn es sich um ältere Kulturschichten handelt, und durchsetzt mit älteren, absorbierten oder umschlossenen Elementen, wenn es sich um jüngere Kulturen handelt. Die Dynamik dieser Prozesse zu erörtern, ist hier kein Platz.

Die Kulturschichten decken sich aber in einigen Gebieten gleichmäßig, und die gleichartigen Kulturmischungen aktualisieren sich in ethnographischen Provinzen, die sehr wohl als Gliederungsprinzip gelten können.

Selbstverständlich sind hier alle Feinheiten, wie sekundäre Kulturkontakte, Handelsbeziehungen und dergleichen, ausgeschaltet. Die Gruppierung beruht lediglich auf einer Zusammenfassung derjenigen Völker, deren Kultur aus wichtigsten Baustoffen gleicher Kulturschichten besteht. So ist beispielsweise die Südkongoprovinz ein charakteristisches Mischungsgebiet der rhodesischen Hochkultur, der mittelbantuischen Kultur und der Kultur der Steppenjäger. Es gibt auch Kulturprovinzen, die sich vorzüglich nur durch eine Grundkultur ausdrücken, das ist die Buschmann- und die Pygmäenprovinz. Es ist interessant zu sehen, wie mit steigender Kulturhöhe in den Provinzen die Anzahl der teilhabenden Kulturschichten sich vermehrt. Am kompliziertesten erscheinen so die sudanischen Kulturprovinzen, die äthiopische und die Mittelmeerprovinz. So haben wir formelhaft skizziert folgende ethnographische Provinzen

1. *Die Buschmannprovinz*: Überwiegend eurafrikanische Steppenjägerkultur. Rasse: Khoisan. Umwelt: Salzsteppe, Halbwüste.

2. *Hottentotten*: überwiegend osthamitische Großviehhirtenkultur, starke Steppenjägerkomponente. Rasse: Khoisan mit äthiopischem Einschlag. Umwelt: wie 1.

3. *Bergdama*: Überwiegend eurafrikanische Steppenjägerkultur. Elemente der altnigritischen und pygmäischen Kultur. Rasse: negrid, pygmoid. Umwelt: wie 1.

4. *Herero*: Osthemitische Großviehhirtenkultur, mutterrechtliche Bantukultur und altnigritische Kultur, bei Vorherrschen der ersten Rasse: Äthiopide, gemischt mit Negriden. Umwelt: ähnlich 1.
5. *Südostbantlu*: Altnigritische Pflanzerkultur und osthemitische Hirtenkultur gemischt. Umwelt: wesentlich Trockensteppe. Rasse: negrid, starker äthiopischer Einschlag.
6. *Südrhodesia*: Grundlage wie 5; rhodesische Kultur in Überlagerung. Umwelt: wie 5. Rasse: wie 5; orientalische Züge bei Lemba.
7. *Sambesi-Angola-Provinz*: überwiegend mutterrechtliche Bantukultur, gemischt mit altnigritischer und stellenweise steppenjägerischer Kultur. In Südwestangola und bei Ila auch stärkere Einschläge der osthemitischen Kultur. Umwelt: wesentlich Trockensteppe. Rasse: negrid; teilweise stärkerer äthiopischer Einschlag (besonders Südwestangola, Ila, Cokwe), strichweise khoisanische Elemente (Südangola, Cokwe, Nyassaländer).
8. *Südkongoprovinz*: Grundlage wie bei 7, aber mit rhodesischer Kultur in Überlagerung. Umwelt: Feuchtsteppe. Rasse: negride Grundlage, äthiopide und orientalische Einschläge (Herrenschichten).
9. *Pygmäen*: Pygmäische Kultur; Einflüsse eurafrikanischer Steppen- und hyläischer Kultur. Umwelt: Regenwald. Rasse: Pygmäische Rasse.
10. *Nordkongo*: Hyläische Kultur, altnigritische Kultur, steppenjägerische Einschläge; mutterrechtliche Bantukultur längs des Kongo und an der Gabunküste. Umwelt: Regenwald. Rasse: Urwaldrasse (palänegrid).
11. *Rukwa-Provinz* (Inneres Ostafrika): Altnigritische Kultur, stärkere steppenjägerische und osthemitische Einschläge. Umwelt: Trockensteppe. Rasse: Negrid.
12. *Zwischenseenprovinz*: Scharfe Herrschaftsgliederung. Überlagernde Osthemiten und überlagerte altnigritische Pflanz. Pygmäische und steppenjägerische Einschläge in der Unterschicht, rhodesische in der Oberschicht. Rasse: äthiopide Rasse in der Oberschicht, negride und pygmoide in der Unterschicht. Umwelt: Hochgebirgsweiden und Feuchtsteppe.
13. *Ostküsten-Provinz*: Grundlage: mutterrechtliche Bantukultur und altnigritische Kultur. Übersichtung mit jungasiatischer Kolonialkultur. Umwelt: Küstenwald und Feuchtsteppe. Rasse: negride Rasse und orientalische Einschläge.
14. *Hamitisierte Bantu* (abflußloses Gebiet und Nordostbantlu): Altnigritische Grundlage mit osthemitischer Durchdringung. Starke steppenjägerische Reste. (Kindiga usw.) Umwelt: Salzsteppe und Trockensteppe. Rasse: negrid-äthiopische Mischungsbildungen, stärkere khoisanische Einschläge.

15. *Hamiltoniloten*: Wie 14; osthemitische Kultur jedoch stärker betont. Umwelt: Salz- und Trockensteppe. Rasse: nilotische Rasse überwiegend (vereinzelte Khoisanelemente), äthiopische Rasse.
16. *Niloten*: Altnigritisch-osthemitische Kultur; Umwelt: Trockensteppe und Sumpfgebiete („Sudds“). Rasse: nilotische Rasse.
17. *Nordostafrikanische Hirten*: Osthemitische Großviehzüchterkultur, Horste der Steppenkultur. Umwelt: Salzsteppe. Rasse: äthiopische Rasse (mediterrane und orientalische Einschläge).
18. *Abessinische Provinz*: Westasiatische Hochkultur, jungsudanische Kulturen; osthemitische Kultur; Reste altnigritischer Kultur und steppenjägerische Elemente (namentlich in West und Süd). Umwelt: Hochweiden und Gebirge. Rasse: äthiopische Rasse mit orientalischen Einschlägen.
19. *Ostsudanische Provinz*: Im Nordost-Sudan vorwiegend jungsudanische Kultur mit asiatischer Kolonialkultur (Araber) durchsetzt. Reste altnigritischer Kultur in der Unterschicht. Umwelt: vorwiegend Trockensteppe und im Norden Salzsteppe. Rasse: negrid, stark äthiopisch und orientalisch durchsetzt.
- Im Südost-Sudan. Grundlegend: Altnigritische Kultur. Im Süden am Urwaldrand hyläische Elemente. Umwelt: Trocken- und Feuchtsteppe. Rasse: negrid.
20. *Zentralsudanische Provinz*: Ähnlich wie im Ostsudan. Im Nordwesten: vorwiegend jungsudanisch und altmediterran; dazu arabische Nomadenkultur, osthemitische Einschläge (Bororo-Fulbe). Umwelt: Trockensteppe. Rasse: negrid, stark äthiopisch und orientalisch durchsetzt.
- Im Südosten erhält sich das altnigritische und hyläische Element besser. Umwelt: Feuchtsteppe. Rasse: negrid und palänegrid.
21. *Semibantu* in Nordwestkamerun und Südnigeria. Übergang von 20 zu 22.
22. *Ostallantische Provinz*: Über hyläisch-altnigritischer Grundlage eine starke Schicht altmediterraner und jungsudanischer Kultur. Umwelt: Regenwald und Feuchtsteppe. Rasse: negrid mit stärkeren äthiopischen und orientalischen Einschlägen.
23. *Westallantische Provinz*: Altnigritische und hyläische Kultur mit schwacher jungsudanisch-altmediterraner Durchsetzung. Umwelt: Regenwald und Feuchtsteppe. Rasse: negrid, palänegrid; äthiopische Einschläge.
24. *Oberniger-Provinz*: Auf altnigritischer Grundlage eine jungsudanisch-altmediterrane Überlagerung. Umwelt und Rasse wie 25.
25. *Vollaprovinz*: Altnigritische Kultur vorherrschend mit stellenweise jungsudanischer Überlagerung (Mossi, Dagomba); altmediterran und steppenjägerisch durchsetzt. Umwelt: im Norden Trockensteppe, im Süden Feuchtsteppe. Rasse: negrid mit äthiopid-orientalid-mediterranen Einschlägen.

26./27. Nordafrika. a) Sahara-Provinz: Osthamitisch-altmediterrane Kultur dominierend, daneben starke steppenjägerische und jungorientalische Elemente. Umwelt: Salzsteppe und Wüste. Rasse: äthiopid-orientalid-mediterran.

b) Atlas-Provinz: Wesentlich altmediterran mit osthamitischen, jungorientalischen, steppenjägerischen Einschlägen. Umwelt: Salzsteppe und Hartlaub-Subtropen. Rasse: mediterrane Rasse; fälsch-nordische Elemente und orientalische Rasse; vorderasiatische Durchsetzung.

Hirten- und Jägervölker Südwestafrikas

Die Khoi-San

Gleich die ersten beiden Kulturprovinzen hängen eng zusammen durch die rassische Verwandtschaft ihrer Träger, der Hottentotten und Buschmänner, durch das ähnliche geographische Milieu und durch ein sicher schon lange währendes Zusammenleben der beiden Völker, die gleichzeitig die beiden Kulturprovinzen zusammenschweißen. Trotzdem hat die Khoi-Komponente (= Hottentotten) durch den Einstrom der osthamitischen Kultur und die Einführung der Viehzucht eine entschiedene Wegwendung von der gemeinsamen Jägerschicht erfahren, die sich auch in der Gesamtkultur der Hottentotten ausdrückt. So werden wir die beiden Provinzen und Völker getrennt behandeln und doch wieder oft genug zusammensehen müssen.

Der jetzt allgemein gebräuchliche Ausdruck Khoi-San oder Khoisan, dem eine Zusammenziehung der Hottentottenbezeichnungen für sich selbst (Khoi-Khoi) und die Buschmänner (San) zugrunde liegt, kennzeichnet diese Situation einigermaßen. Beide Völker haben früher sicher ganz Südafrika innegehabt. Sie sind aber von den Bantu und Europäern im Laufe der letzten Jahrhunderte völlig in die Salzsteppen und Wüsten des Nordwestviertels von Südafrika verdrängt worden. Auch diese letzte dürftige Heimstätte wird beiden Völkern streitig gemacht, und das endgültige Dahinschwinden dieser so hochinteressanten Völker dürfte unaufhaltsam sein.

1. Die Buschmannprovinz

Beginnen wir mit den Buschmännern, denen die Alterspriorität zukommt. Es wird bei der Skizzierung des völkischen Lebens der Buschmänner wichtig sein, immer wieder auf die Beziehungen nach dem „Außen“ zu achten, neben dem notwendigen Hineinblicken in den inneren Aufbau der Kultur und des Volkes. Es wird hier allerdings sofort ins Auge fallen, daß die Buschmänner ein wesentlich in die Defensive ge-

drängtes, mehr rezeptives Volk sind. Ihre Einflußnahme auf die völkische Umwelt ist nicht groß oder auch nicht mehr groß.

Wann die Buschmänner in die afrikanische Geschichte eintraten, wissen wir natürlich nicht. In Südafrika waren sie jedenfalls durchaus nicht die Ureinwohner, wenn sie heute auch als das vielleicht älteste Volksstratum angesehen werden müssen. In ihren Mythen sprechen sie stets von einer besonders kraftbegabten „earlyrace“, wie Bleek übersetzt. In die fabulöse Zeit dieser „Frührasse“ werden alle rätselhaften Geschehnisse der Urzeit verlegt. Nun hat die Prähistorie, wie wir einleitend verfolgt haben, das Dunkel etwas gelichtet. Wir können heute schon einigermaßen die prähistorischen Facies in Südafrika unterscheiden, und auch die Buschmänner, oder doch wenigstens die Ahnen der heutigen San, die noch Felsbilder gravieren und malen sowie Steinwerkzeuge herstellen konnten, mit einer solchen Schicht verbinden. Das ist ein recht glückliches Ergebnis der südafrikanischen Spatenforschung.

Erst im Endpaläolithikum tritt mit Wilton- und Smithfield-Kultur das Buschmannelement deutlicher auf, und Verwandte dieser capsien-ähnlichen Steinindustrie lassen sich über ganz Ostafrika hin bis zum Norden nachweisen. Man kann heute schon mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß die Buschmänner aus Nordafrika herunterkamen und im Süden eine Vorbevölkerung antrafen, von deren Aussehen wir nicht viel wissen (Boskop?). Khoisanische Rassenelemente finden sich ja bis weit in den Norden Afrikas, und auch buschmännische Kulturreste, besonders Jagdmethoden, sind heute als Leitfossilien durch ganz Ostafrika bis zum Nil nachzuweisen. Jene Steppenjägerkultur, der auch die Buschmänner angehören, ist in Ostafrika überall greifbar, besonders im Gebiet des zentralen Deutschost, in Kenya und auf der Somaliküste.

Diese Steinzeit der Buschmänner dauerte bis zur Ankunft der Europäer, ja sogar bis in die letzten Jahrzehnte hinein fand man einzelne, die noch den Stein in Smithfieldform bearbeiteten oder Wandmalereien ausführen konnten. Hahn will ja wissen, daß noch zu seiner Zeit die Namib-Buschmänner zum Teil Felsbilder anfertigen konnten. Auch Holub konnte feststellen, daß die Väter seiner Gewährsmänner noch an den Felsgravierungen gearbeitet hatten.

Die Buschmänner konnten sich aber nicht lange ihres Sieges über die Vorbewohner freuen. Die großviehzüchtenden hamitischen Proto-Hottentotten aus Norden kamen, und auch die pflanzenbaureibenden Bantu. Während sich aber die ersten weitgehend mit den Buschmännern vermischten und zur heutigen Hottentottenrasse wurden, begannen die Bantu und die nach diesen vom Süden her andringenden Weißen einen Ausrottungskrieg. Es vollzog sich an diesem Teil des Ökumenerandes dasselbe erschütternde Schauspiel wie in Südastralien und Tasmanien. Ein Wildbeutervolk, listenreich im Fallenstellen und Jagen, schickte

sich an, in die Wildfalle der afrikanischen Südspitze, ohne Hoffnung auf Entkommen, hineinzurennen, um vernichtet zu werden. Nur diejenigen Horden, die dorthin flohen oder dort lebten, wo den Europäer keine Diamanten, kein Weideland oder Ackerboden mehr lockten, konnten ihr Leben weiterfristen, Feldzwiebeln sammelnd, sich zu Quellwasser hinabgrabend und es herausaugend. Und am Ende dieses alten, gehetzten Volkes, das nicht umlernen kann und will, steht das immer weitere Schwinden der Ernährungsbasis durch das wildmordende Gewehr des weißen Mannes.

Die Buschmänner lassen sich nach dem Vorgang von D. Bleek und Schapera in 4 Hauptgruppen gliedern, deren sprachliche Sonderheiten zum Teil auch mit kulturellen Eigenheiten zusammenfallen:

Im ganzen dürfte die Zahl der heutigen Buschmänner 7500 Menschen nicht übersteigen, wobei die Kung, und überhaupt die Nordgruppe den größten Anteil hat.

1. Diese *Nordgruppe*, die sich in die von europäischer Kolonisation noch wenig bevorzugten Salzsteppen des Nordwestens zurückgezogen hat, ist noch am besten erhalten. Das Kaukaufeld und die Omaheke in unserer ehemaligen Südwest-Kolonie sind ihre Streifplätze. Im Süden haben wir die *Auen oder Aukwe*, die sich noch am reinsten und unabhängigsten erhalten haben. Es sind nur noch 500 bis 600 Menschen. Sie beschrieb uns Kaufmann. Es folgt der größte heutige Buschmannstamm, die *Kung*, die den ganzen Nordosten Südwestafrikas durchwandern. Bis tief ins Herz Südangolas drangen die *Angola-Buschmänner* vor, von deren Eigenart wir erst Näheres durch Miß Bleek hörten, die aber schon seit Serpa Pintos Entdeckungsfahrt als Mukasequere bekannt sind. Ich selbst hörte von ihnen legendäre Dinge aus dem Munde der Eingeborenen Nordost-Angolas, wobei sie die Cokwe weniger lusitanisch „Vasekel“ nannten. Die Buschmänner streifen zwischen den Flußläufen Kuvango, Kwitu und Kunene bis an die Grenze des Ngangelalandes. Wahrscheinlich sind auch die *Kwissu* nördlich des unteren Kunene Buschmänner, wenigstens bezeichnet sie Estermann als „Twa“, also Pygmäen. Dagegen gehören die von Ferreira Diniz als Buschmänner angesehenen Koroka zu den Bergdama, und die Kuvai zu den Herero-Tyimba. In ihrer Kultur ähneln die Angola-Buschmänner stark den anderen Nordwestbuschmännern, aber auch den Naron. Die *Heikum* an der Eloschapfanne sind kulturell und physisch, auch sprachlich, so sehr den Hottentotten angeglichen, daß sie nicht mehr als buschmannrein bezeichnet werden können.

2. Die *Zentralgruppe* bewohnt die mittlere und nördliche Kalahari. Die *Naron oder Aikwe* in der Nähe der Auen und die ihnen verwandten *Tsaukwe* und *Tsanokwe* sind teilweise mit den Hottentotten gemischt.

Die *Tennekwe* zwischen Ngami und Okavangodelta sowie die *Hukwe* oder *Masarwa* leben unter und neben den Sambesi-Bantu Mbukushu und Subiya, ebenso die *Galikwe* oder Madenassena. Die *Tserekwe* schweifen südöstlich des Ngamisees, und die Tati-Buschmänner oder Hiechware vertreten die Nordostbuschmänner und bewohnen den Tatidistrikt.

3. Eine besondere Stellung nehmen die trümmerhaften Reste der *Namib-buschmänner* ein, die Gainin, Ganin und Huinin.

4. Ebenfalls nur noch historisch ist die Existenz der *Südbuschmänner* oder *Kham*, deren Geistesleben uns durch die Bleekschen Texte erhalten

blieb. Heute fristen nur noch wenige Individuen als Diener, Dienstboten usw. ihr Leben unter den Weißen, die ihnen das völkische Leben nahmen. Dasselbe gilt von den *Buschleuten in Westgriqualand und von Sutoland*, den Malutibuschleuten. Von der ganzen Gruppe sind nur noch einige Horden am Nösop, die Auni und Nuen, übriggeblieben.

Nun zum Kulturbericht:

Die Kultur der Buschmänner ist durchaus nicht so homogen, wie es vielleicht den Anschein hat. Die Einwirkungen der Nachbarvölker haben die ehemals integrale Buschmannkultur, die allerdings vor der Ankunft der Proto-Hottentotten und Bantu schon ein *mixtum compositum* gewesen sein muß, in Einflusssphären zerlegt. Die Nordbuschmänner stehen besonders stark im Einwirkungsbereich der Ambo, die Masarwa-Hukwe unterliegen den Einflüssen der Sambesi-Okavango-Stämme und die Tati-Hiechware oder Nordostbuschmänner denen der Cwana. Die Heikum, Naron, Namibstämme und Südbuschmänner sind teilweise sehr stark hottentottisiert, sofern sie nicht verschwunden sind. Diese Tatsachen haben wir im Auge zu behalten.

Die Buschmänner sind überall noch Wildbeuter, und zwar ganz offenbar nicht primitiv im Sinne der Pygmäenkultur, sondern sekundär primitiv gewordene höhere Jäger. Die stärkste Abhängigkeit von den spärlichen Wasserhöhlen der Salzsteppe und Wüste bestimmt den Lauf ihres nomadischen Lebens. In der Regenzeit besuchen sie sogar die wasserarmen Wüsten und ziehen sich in der Trockenzeit in die besseren Gebiete zurück. Das Sammeln der Feldkost, vor allem der Tsama-Wassermelone und der Narasfrüchte, ist Sache der Frauen; die Männer jagen das Wild.

Bogen und Pfeil sind beiden Teilen der Khoisan gemeinsam. Der runde Bogenstab mit der Sehnenbespannung, die im Norden der Rinden-faser weicht und die Pfeile mit den lösaren, vergifteten Ansatzstücken aus Knochen und eingehandelter Dreieckblatt aus Eisen sind die vorzüglichsten Jagdwaffen. Man findet sogar neben Straußentibien auch noch Steinklingen als Spitzen. Eisenspitzen und Fiederung — außer der primitiven Tangentialfiederung — dürften überall von den Bantu eingehandelt sein. Bemerkenswert sind die überraschenden Ähnlichkeiten dieser Waffe mit Bogen und Pfeil in den Jägergebieten Nordostafrikas, besonders bei den Kindiga.

Die *Jagdriten und Jagdmethoden* zeigen diese Beziehung der Buschmänner zum Nordosten noch viel deutlicher. Hier wirkt sich eben die ganz Ostafrika durchdringende Steppenjägerkultur in klarster Form aus.

Die Verkleidung der Jäger mit einem Straußenbalg, um die Tiere zu täuschen, ein in den Buschmannmalereien gern festgehaltenes Motiv, treffen wir bei den Midganjägern unter den Somali wieder, und Strabo erzählte dasselbe von den nordafrikanischen Struthophagi. Das Vergiften

der Tränkplätze bei Buschmännern und Bergdama kehrt im Somaliland wieder, ebenso das Zerschneiden der Achillesferse des flüchtigen Wildes. Daß man dem Strauß vergiftete Pfeile zwischen die Bruteier steckt, fand Lindblom nur bei Buschmännern und Ndorobo, einem Jägervolk



Abb. 29: Buschmänner

1. Wahrsagehölzer, Namib; Mus. f. Völk., Hamburg
2. Halbkuppelhütte (nach Weule)
3. Pfeil; in ein Mittelstück eingesetzte Dreieckspitze; Tangentialfiederung
4. Straußenei als Wasserbehälter; Ritzornamentik; Mus. f. Völk., Berlin

unter den Masai. Auch unter den anderen Jagdmethoden der gelben Jäger Südafrikas sind solche, die teilweise an Ost- und Nordafrikanisches erinnern, so das Totlaufen der Tiere, wozu sich die Buschmänner eigens dazu verfertigter Rennsandalen bedienen, um sich in eine Staubwolke einzuhüllen, und der Gebrauch der Wurfstöcke

und Wurfkeulen für die Jagd auf Nager. Spezialitäten sind weiterhin die Tierstimmenimitationen als Lockmittel, die Gabelstöcke, mit denen Springhasen aus ihren Löchern geholt werden usw. Natürlich gibt es auch, wie bei anderen Völkern, Schwippspalen- und Schwerkraftfallen, sowie kaschierte Fallgruben. Festzuhalten aber ist, daß die Jagd der Buschmänner durchaus den Eindruck einer geschlossenen Wirtschaftsform macht. Sie durchdringt das ganze Leben. Den Knaben werden Narben auf Arme und Rücken beigebracht und Asche vom Fleisch verschiedener Tiere hineingelegt, um sich ihre Kraft zu sichern. Die Narben zwischen den Augen verursachen, daß sie das Wild besser sehen. Zahllos sind die Jagdtabus, die Menstruierende fernhalten, die gebieten, daß der Jäger kein schnellfüßiges Wild esse, weil sonst das Wild ihnen davonlaufen würde, u. a. m.

Je mehr der Wildbestand abnimmt, um so stärker wird die Verantwortung der Frau als Trägerin der Sammelwirtschaft. Wenn man hört, daß die Buschmänner die dürftige Vegetation zur Trockenzeit abbrennen,

ÄTHIOPISCHE UND ORIENTALISCHE RASSE



1. Shukuriehmann

(Photo Buchta, Museum für Völkerkunde Berlin)



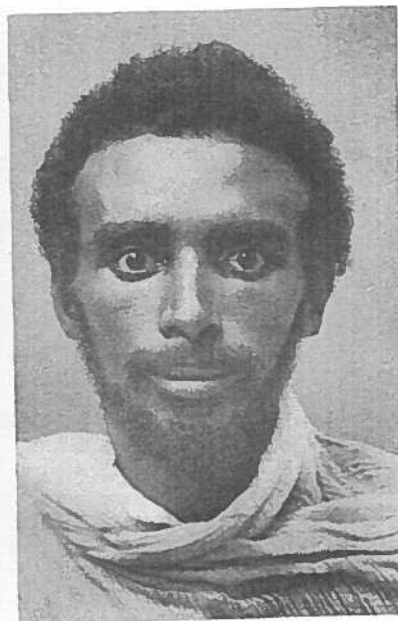
2. Vornehmer Shoa-Araber

(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)



3. Kafirshweib mit Blätterschurz. Kaffa

(Photo Steinlehner, Museum für Völkerkunde Berlin)



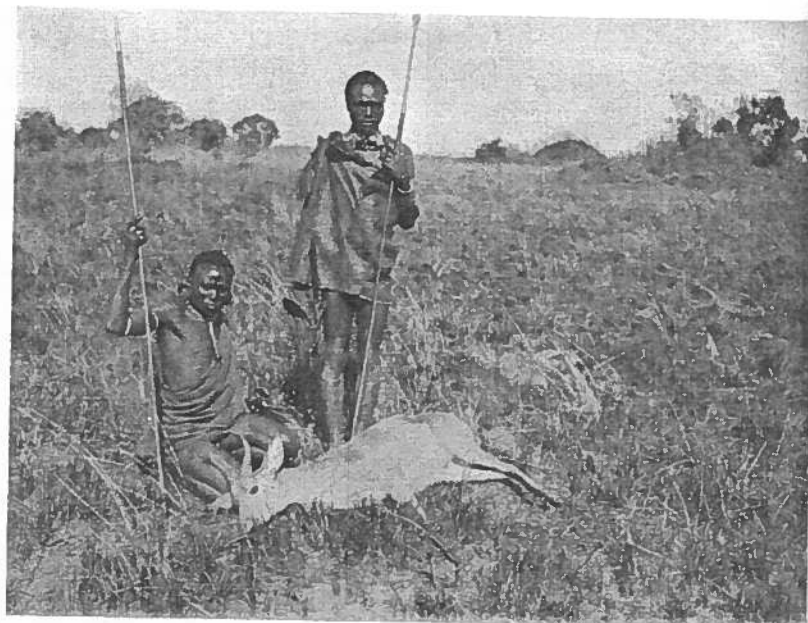
4. Amharo. Abessinien

(Photo Steinlehner, Museum für Völkerkunde Berlin)

LANDSCHAFT: URWALD UND STEPPE



1. Urwalddorf der Kundu in Kamerun (Photo Ankermann, Museum für Völkerkunde Berlin)



2. Ndorobo mit einem erlegten Rindbuck in der Salzsteppe
(Photo Museum für Völkerkunde Berlin)

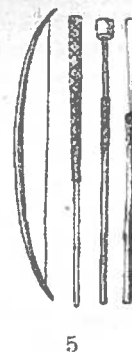
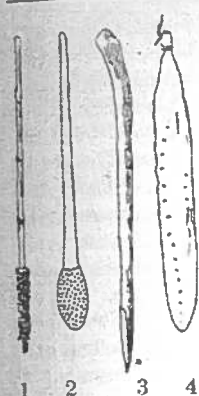
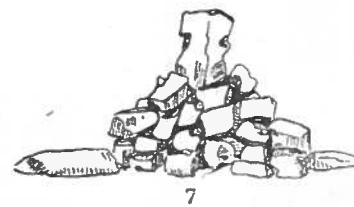


Abb. 30: Buschmänner (1—7)

1. Wasseraugrohr mit Filter
2. Wurfkeule
3. Grabstock
4. Schwirrholtz
5. Magischer Miniaturbogen (sogen. Buschmann „revolver“) Kung von Foxhof (nach Lebzelter)
6. Laufsandale
7. Wegweiser der Naukluft-Buschleute (nach Lebzelter)



um die eßbaren Knollen in der Regenzeit zum besseren Gedeihen zu bringen, so ist das ein Zeichen, daß man sie schon zu den planenden Erntevölkern rechnen muß. Das entspricht ihrem höheren Jagdstatus. Das Gerät der Sammlerin ist der mit einem Ringstein beschwerte Grabstock, dem man im steinigen Süden und Osten noch eine Hornspitze gibt. Alles Sammeln richtet sich natürlich nach den Wasserquellen und Regenstrichen. Das Wasser holt man mit Filterrohren aus der Erde.

Aus der übrigen Ergologie seien im Vorübergehen folgende beachtenswerte Tatsachen erwähnt, soweit sie die Altkultur betreffen:

Das Hauptmaterial der *Kleidung* sind Wildtierfelle: für den Mann der dreieckige Durchziehschurz, für die Frau die Vorderschürze, für beide Geschlechter der Karoß oder Umhängemantel aus genähtem Fell. Die Männer sind, wie meist in Südafrika, die Schneider.

Der Hauptschmuck ist die schon prähistorisch nachweisbare Kette aus aufgereihten Straußeneischalenperlen, der sogar weithin an die Bantustämme verhandelt wird. Körperverrückungen sind selten und meist magischer Natur, wie etwa das Abtragen eines Fingergliedes besonders im Süden, um weiteres Kindersterben zu verhüten, weiter die meist jägerisch-magischen Narbenschnitte der Männer.

ingelegt wird, die ganze Institution mitten in den Kreis der Beschneidungsarten der eurafrikanischen Jägerkultur stellt. Bei den Maluti-Buschleuten zeigt sogar der Buschdämon Ko den Menschen, wo es Wild gibt.

Das führt uns weiter zur *Religion der Buschmänner*, die im höchsten Grade fesselnd ist, und zeigt — ähnlich dem australischen Beispiel — daß einer unkomplizierten ergologischen Kultur keineswegs eine ebensolche geistige Kultur entsprechen muß. Vor allem aber wird uns bewußt bei der Betrachtung der leider nur in Resten und Trümmern bekannten Geistesgüter der Kam-Buschmänner, die noch recht unberührt waren, wie stark das helle, kleine Jägervolk sich in der Welt seiner Gedanken von den dunklen Großwüchsigen abhebt. Angesichts ihrer religiösen Vorstellungen, ihrem magisch beherrschten Denken und ihrer ungehemmten Phantasie erscheint es uns fast, als ob die Neger uns zeitlich so nahegerückt wären, wie die Buschmänner uns immer mehr in die Vorzeit des Menschentums entgleiten.

Die Buschmannmythologie kennt fraglos einen *Hochgott*, der als Urheber und Seinsquelle fungiert, in seiner aktuellen Wirksamkeit aber nicht überall gleichmäßig erspürt wird. Es ist Kaang im Südosten, Khu und ähnlich im Nordwesten, Thora im Nordosten. Der Hochgott der Süd-buschleute ist nicht bekannt, da hier Bleeks Texte schweigen. Der Kaggen der Maluti-Buschleute leitet schon zu der großen, im ganzen Buschmannsgebiet nachweisbaren Gruppe von *Busch- und Jagdgeistern, Heilbringern und Demiurgen* über, die teilweise in Gestalt kleiner Tiere, wie der Mantischrecke, einer Raupe oder eines Käfers, erscheinen. Hierher gehören die Gestalten des Kaggen, der Hise der Naron, der Iseb der Heikum, der Ngo der Macolong und der Xue der Ost-Kung. Diese Gestalt ist das echte Wunschbild des Jägerseins der kleinen Gelben. Kaggen gibt den Wildtieren Namen und Farben, er wirft die Sandale an den Himmel und schafft so den Mond. Der Hise der Naron ist dem Namen nach der „Busch“ oder der „Baum“; er verwandelte Menschen in Tiere und Pflanzen und gab dem ersten Buschmann das Wild. Sie alle stehen mit der Initiation der Knaben in Verbindung, und das verweist diese Gestalten ganz in die Mythologie der afrikanischen Steppenjägerkultur. Diese Buschgeistgestalt steckt auch noch, wie schon der Name sagt, im Heitsi-Eibib, dem Nationalheros der Hottentotten, der in vielen seiner Züge noch der alte Busch- und Jägerdämon ist. Er ist ja auch Heigeib, der große Baum. Dagegen sind die zahlreichen Gaa-Gestalten der Buschmannmythik im Nordwesten, diese Dämonen des Windes, Sturmes, der Nacht, des Blitzes und Donners, die im Buschmannsgewand einherstolzierende Hochgottheit eines anderen Altvolkes Südwestafrikas, der Bergdama.

Die *Vorstellung vom Toten*, den man als Hocker bestattet, und dessen Grab man mit Steinen beschwert, wie z. B. bei den Naron, ist fast ganz

präanimistisch. Die Ideen der Nordwestbuschleute ähneln überaus stark denen der Bergdama: auch hier verursachen Krankheitsgeister, welche die Toten schicken, oft den Tod, auch hier geben die eigentlichen Seelen zum Himmelskapitän, und die Gauageister bleiben am Grab als Gespenster. Magier können sie aus dem Grab steigen sehen, nachdem „das Fleisch lebendig wurde“, wie sie sich ausdrücken. Aber es fehlt im Gegensatz zu den Bergdama auch jeder Ansatz eines Ahnenkultes, wie man auch keinerlei ausgedehnte Leichenfeiern und Trauerzeremonien kennt. Die Totenfurcht beherrscht das Leben dieser wie aller echten Primitiven.

Als schweifendes Jägervolk richten sie ihre Blicke in die nächtliche Himmelsweite, wo sie in den Sternen Vorgänge des diesseitigen Lebens sehen. Es ist erstaunlich, wieviel besser Buschmänner die Sterne kennen, als die negriden Pflanzer. Die *Gestirne*, die Sonne, der Mond, sind eng mit dem Erdenschicksal verbunden. Der Neumond bringt Wild, Feldfrüchte, Regen. Darum verehrt man ihn vom Kap bis Angola. — Hier irgendwie einseitig von Solar- oder Lunarmythologie zu sprechen, ist irrig. Es sind eben schlechthin Gestirnmithologen, im selben Maße, wie sie überhaupt Naturmythologen sind.

Zauber und Zauberer beherrschen im übrigen die Gesamtsphäre ihres Lebens, das so hart und schwer ist. Sie gestatten ihnen, die Ungunst der Dinge, wo die eigene Kraft und Einsicht versagt, und also das Geheimnis, das Unbekannt-Mysteriöse beginnt, zu meistern. Beiderseitigen Geschlechts kann der Zauberer Gutes und Böses tun. Er kann den Regenbullen fangen und ihn übers Feld führen, er vermag das Wild zu sichern. Nachts verwandelt er sich selbst in ein Tier, oder frißt Leichen und schießt magische Pfeile. Er kann auch an einem Strick in den Himmel klettern und den Regen herabholen. Die Zauberlehrlinge erhalten als Probe das Krankheitsgift, das ihr Meister aus dem siechen Körper eines Mannes gezogen hat, zu trinken. Der Magier kennt sich aus im Knochen- oder Hölzchenorakel und in den Bedeutungen des Muskelzitterns und anderer Omina.

Der Buschmann verwendet als schärfstes magisches Mittel einen Miniaturbogen mit Miniaturpfeilen, mit dem er in der Richtung des Feindes schießt. Diese so albern als „Buschmannrevolver“ bezeichneten und in die Literatur eingegangenen Geräte sind nichts anderes als die in allen Jägerkulturen vorkommenden Zauberbogen oder der „pointing bone“, der Knochenzeiger der Australier.

Wie sehr in dieser Gedankenwelt auch alles scheinbar Animistisches im Sinne des Zauberglaubens aufgefaßt wird, zeigt die Idee, daß man böse Träume daran verhindern kann, einen zu verfolgen, indem man glühende Kohle mit Wasser begießt und sich dann die Träume wie Dampf verflüchtigen.

Noch ein paar Worte über die berühmten *Buschmannmalereien und -gravierungen*! (s. Taf. IX, 1, 2).

Während die heutige Kultur der Buschmänner so arm wie möglich an kunstgewerblichen und künstlerischen Produkten ist und sich auf die Punkte, Rauten und Schlangenmuster der Botenstäbe, der Straußenei-behälter und des Knochengerätes erstreckt, bringen uns die großartigen Felsbilder in ihrer Naturtreue immer wieder zum Erstaunen. Wir finden sie in einem Gebiet, das viel größer ist als das heutige Ausdehnungsgebiet der Buschmänner. Die Südbuschmänner und die Namibbuschleute malten sogar noch rezent. Wir dürfen heute wohl allen Zweiflern zum Trotz sagen, daß tatsächlich Vorfahren der heutigen Buschmänner diese artistischen Meisterwerke, die den franko-kantabrischen und ostspanischen Felsbildern Europas nicht nachstehen, verfertigt haben.

Die Gravierungen wurden mit spitzen Steinen auf harten Stein eingehämmert, entweder als Umrisslinie oder Fläche eingepunktet, oder als Flachrelief durch Auspunkten der die Zeichnung umgebenden Fläche.

Die Malereien an den Felswänden wurden mit Metall- und Erdfarben aufgetragen; nur Schwarz wurde aus Holzkohle gewonnen. Tierfett und Wasser boten die Bindung. Es wurde nach einer Kohleskizze gemalt. Nach Burkiits Untersuchungen, die eine Korrelation mit den bei den Gemälden gefundenen Artefaktserien herstellen, haben wir als älteste Art die roten oder braunen, sehr naturalistischen einfarbigen Bilder anzusehen, als jüngste die mehrfarbigen und kombinierten. Mit diesen zusammen wurde die obere Smithfieldkultur verbunden gefunden.

Mit Obermaier-Kühn dürfen wir wohl heute sagen, daß die Felsbilder von junger Zeit bis ins späte Paläolithikum zurück eine ununterbrochene Tradition aufweisen und daß die Buschmänner und ihre Vorfahren die Verfertiger sind. Ob diese Kunst und die sie tragenden Künstler mit den südwesteuropäischen, paläolithischen Felsbildnern zusammenhängen, ist eine Frage, die im Brennpunkt der Diskussion steht und noch lange stehen wird.

Die so geschilderte Kultur ist in ihrem größten Teil als alte Buschmannkultur zu werten. Natürlich war sie nicht immer genau so. So scheint früher, den älteren Felsbildern nach zu urteilen, die Geschlechtsnacktheit offenbar sogar auch das Penisfütteral, der Lederkleidung, die erst auf den jüngeren Bildern erscheint, vorausgegangen zu sein. Auch die Steinschleuder, die heute nur noch sporadisch auftritt, war früher allgemeiner, und sie weist ebenfalls auf Nordostafrika hin. Ebenso geht es mit dem Schwirrholtz. Das sind aber alles Dinge, die wir heute der eurafrikanischen Jägerkultur zuschreiben müssen, die wir gerade bei den Buschmännern noch in hohem Grade lebendig finden.

2. Die Hottentotten

Auch die Hottentotten bilden eine Kulturprovinz für sich und verdienen eine Sonderbetrachtung. Fraglos besteht die schon oft gestreifte Verwandtschaft zwischen den Hottentotten und den Buschmännern. Sie ist vor allem an Rasse und Sprache, weniger schon am Kulturbesitz, nachzuweisen. Schwer zu entscheiden ist jedoch, ob eine Urverwandtschaft oder eine gegenseitige Durchdringung vorliegt.

Manches spricht dafür, daß die Buschmänner ursprünglich großwüchsiger waren und heute degeneriert sind, anderes spricht dafür, daß die Hottentotten in alter Zeit „Hamiten“ waren und später Buschmannblut aufnahmen.

Wahrscheinlich ist das gegenseitige Verhältnis aber viel verwickelter. Es scheint, nach dem heutigen Stand unseres Wissens, als ob eine gemeinsame Khoisanrasse, etwas hochwüchsiger als die Buschmänner heute, aber ohne alle „hamitischen“, besser „äthiopischen“ Rassezüge, wie sie die heutigen Hottentotten aufweisen, mit der jägerischen Smithfield-Wilton-Kultur aus Nordostafrika herabkam, und daß später ein Hamitenvolk mit Großviehzucht, ähnlich dem, das auch in den Herero und Zulu aufging, gewisse Rassen- und Sprachelemente ins Buschmanngebiet schleppte, die Viehzucht einfuhrte und daß aus der Mischung der Buschmänner und dem Hamitenvolk die heutigen Hottentotten hervorgingen. Tatsächlich erklärt nur diese Hypothese die meisten Ähnlichkeiten und auch Divergenzen zwischen den beiden Partnern der Khoisangruppe. Die rein gebliebenen Buschmänner wurden von dem Neuvolk der Hottentotten verdrängt und späterhin noch mehr durch die Bantu, so daß sie, in die aride Trockenzone gedrängt, verarmten und verkümmerten.

Das gegenseitige Verhältnis der Sprachen der Khoisanvölker wird an anderer Stelle behandelt, das der rassischen Merkmale ist weiter oben skizziert worden.

In der Kultur fällt auf, daß das osthemitische Element ganz besonders in der Wirtschaftssphäre zur vollsten Auswirkung kam und bei der bekannten Abhängigkeit der Sozialformen von der Wirtschaft auch indirekt in diesen. Allerdings sehen wir auch hier noch in den Jäger- und Jagdmethoden die frühere Wildbeuterei hindurchschauen. Den alten Zusammenhang der Khoisanstämme aber finden wir noch recht klar in Weltanschauung und Religion, vor allem in der Mythologie, die uns geradezu die vollste Bestätigung für unsere Behauptung von der alten Kultureinheit gibt.

Einige südafrikanische Gelehrte glauben, daß die Hottentotten schon in Ostafrika als Mischung aus einem Osthemitenvolk und buschmannähnlichen Stämmen entstanden seien; sie wären also schon gemischt in

Südafrika eingewandert. Man legt hierbei besonderen Wert auf die Existenz der hottentottenähnlichen Sandawe in Ostafrika.

Wie dem auch sei: ob die Mischung schon in Nordostafrika erfolgte oder erst im Süden, ändert nichts an der übergroßen Wahrscheinlichkeit, daß die Hottentotten als ein Kreuzungsprodukt von Hamiten und Buschmännern angesprochen werden dürfen.

Die Einteilung der Hottentotten muß auch heute noch auf Grund der 4 Sprachgruppen vollzogen werden. Somit unterscheiden wir:

1. Kaphottentotten.
2. Osthottentotten.
3. Korana.
4. Nama.

1. Die *Kaphottentotten* sind am längsten bekannt. Sie bewohnten vor allem die westlichen Teile der Kapkolonie. Ihre stolze Zahl von vielleicht 50 000 Menschen ist derart zurückgegangen, daß wir es hier mit einem fast ausgestorbenen Volk zu tun haben. Durch europäisches Mischblut ist zudem der Rest ganz und gar verdorben.

Die *Grigua* sind ein nach Norden ausgewandeter Zweig, der aber ebenfalls stark bastardiert ist.

2. Die *Osthottentotten*, ebenfalls schon historisch, reichten mit ihrem berühmtesten Stamm, den *Gona*, in der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum großen Fischfluß. Hier trafen sie auf die aus Nordosten vorstoßenden Bantu.

3. Die *Korana* stammen ursprünglich aus der Masse der Kaphottentotten, die sie Ende des 17. Jahrhunderts verlassen haben. Auf vielen Streifzügen wurden sie ebenfalls fast aufgerieben.

4. Die *Nama* sind noch der verhältnismäßig lebenskräftigste Stamm, der in erster Linie Südwestafrika bewohnt. 1926 wurden hier noch 15 300 Hottentotten gezählt. Sie teilen sich in Groß- und Klein-Nama (so nach Groß- und Klein-Namaland genannt).

Unter den Groß-Nama haben wir (nach Schapera):

1. die Gei-Khauan oder Rooi Natie,
2. die Gami-Nun oder Bondelswarts,
3. die Haboben oder Veldskoendrager,
4. die Khara-Gei-Khoi oder Fransmannhottentotten,
5. die Khau-Goan oder Swaartboois,
6. die Ogein oder Groote Doode,
7. die Aunin oder Topnaar.

Unter den Klein-Nama, die früher südlich des Oranje saßen:

1. die eigentlichen, aber heute ausgestorbenen Klein-Nama, südlich des Oranje,
2. die Orlam, die in Südwestafrika eingebrochenen und die Groß-Nama zersprengenden Klein-Nama.

Darunter sind vor allem zu zählen:

- a) die Afrikaner oder Aixa ain,
- b) die Witbooi oder Hobesen,
- c) die Bethanier oder Aman,
- d) die Bersabaer oder Hei Khauan,
- e) die Amraal oder Gei Khauan.

Hier sind schließlich noch die mit Buren gemischten und von E. Fischer untersuchten Bastarde zu erwähnen. Ein genaues Studium ihrer Innenkultur steht noch aus.

Bei einer Betrachtung der Hottentottenkultur müssen wir stets berücksichtigen, daß die *alle Stammesorganisation* selbst bei den Nama fast ganz zerbrochen ist, nicht zuletzt infolge der Aufstände gegen die Deutschen. Doch hat Miß Hoernlé uns noch wertvollste Tatsachen geliefert, die uns zeigen, daß die Nama ein sehr interessantes Clansystem besaßen. Die sieben Großnama- und die fünf Orlamstämme bildeten ursprünglich alle nur ein Volk. Die Amraal galten wohl als der vornehmste Stamm. Den Niedergang der Hottentotten demonstriert sehr gut ihre Volkszahl: 1876 waren es 2500, 1923 nur noch 100 Menschen. Die Stämme hatten Häuptlinge, ein bestimmtes Stammesgebiet ohne feste Grenzen und das Recht auf einen Wasserplatz. Der Wasserplatz ist ja, wie uns Miß Hoernlé lehrte, von höchst wichtiger sozialer und wirtschaftlicher Bedeutung in diesen Salzsteppen und Wüsten Südafrikas, welche diese Volksstämme heute bewohnen müssen. 7 bis 15 vaterrechtliche, exogame Clans bilden den Stamm. Der älteste Clan stellt den Häuptling, dessen Würde sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Jeder Clan nennt sich nach dem ältesten Ahnen. Die Clans haben wesentlich eine heiratsregelnde, soziale und politische Bedeutung; ihr religiös-ritueller Gehalt ist gleich null. Auch Totemismus fehlt völlig. Der Stammeshäuptling war nur der Erste unter Gleichen als Haupt des ältesten Clans. Ihm stehen die anderen Häuptlinge als seine Räte und politische Exekutive bei. Die älteren Clanmitglieder eines jeden Stammes bleiben meist am Platz des Stammeshäuptlings, während die anderen herumnomadisieren. In diesen Stammes-siedlungen, die Lagerkreise bilden, wohnt der Stammeshäuptling mit seinem Clan im Westen, dann folgen die anderen Lager, die den anderen Clans entsprechen. Diese Lagerordnung in den Residenzen ist jetzt aufgegeben, und die Pontoks, die Kuppelhütten aus gebogenen Stangen, von Männern erbaut und mit Flechtmatten von Frauen bedeckt, ordnen sich jetzt nur clanweise. In ihnen wohnen die Kleinfamilien, die mit ihren Viehtrupps oft ganz selbständig weit wegziehen, die tragbaren Hütten auf ihren Packochsen verstaute.

Die *Ehe* ist polygam mit grundsätzlicher Patrilokalität und matri-lokalen Abweichungen. Das Verwandtschaftssystem ist klassifikatorisch wie alle echten Sippensysteme, aber mit einem deskriptiven Einschlag, Kreuzkusinenehen existieren. Eine strikte Altershierarchie beherrscht die Sippengemeinschaft.

Die *Stellung der Frau* ist recht gut. Die freie Brautwahl, die Herrschaft über Hütte und Milch, die das Weib melkt und die die wichtigste Ernährungsquelle darstellt, beweisen dies.

An *besonderen sozialen Riten* seien erwähnt: die Verlobtenscheu bis zur Heirat; die symbolische Abneigung gegen den Werbenden und in der Ehenacht, die sich nach Kolb bis zum Kampf der beiden miteinander auswirken soll; das Urinieren des Medizinmannes über den Eheschließenden;

das zeitweilige Auswechseln der Ehefrauen mit allgemeinem Einverständnis und andere freie Sexualriten; ausgedehnte Wiederverheiratsriten, die ihre Ursache in dem Zustand der Unreinheit, dem Nau, hat, der für die Hottentotten so wichtig ist und alle Sitten beeinflusst; die Geschwister- und Schwiegerscheu usw.

Die *Knabenweihe* der Hottentotten ist mehr individueller Art. Es fehlt die Buschschule und die Beziehung zur Religion wie bei den Buschmännern, ebenso das jügerische Element. Die Beschneidung ist nicht festzustellen und scheint bei den Nama durch die Narbenzeichnung ersetzt zu werden. Die von den ältesten Quellen so vielgenannte Monarchie, die operative Herausnahme eines Hodens, die trotz aller gegenteiligen Meinungen und nur, weil sie heute nicht mehr auftritt, nicht geleugnet werden kann, war wohl kein Initiationsritus. Interessant ist auch, daß auf die Initianden, ähnlich wie auf das Hochzeitspaar, uriniert wird. Die *Mädchenweihe* ist ebenfalls individuell. Der Abschließung der Erstmenstruierenden folgt ihre Darstellung, wobei ihre Berührung Fruchtbarkeit verleiht; deshalb berührt sie auch die Hoden der mannbaren Jünglinge und das Vieh des Krals. Die Verlängerung der Schamlippen, die die sog. Hottentottenschürze bildet, ist allgemein und auch als Pubertätsritus anzusehen.

Sind schon aus dieser Schilderung auffallend viele Elemente, die in Viehzüchtergesellschaften üblich sind, klar hervorgetreten, so bietet natürlich die *Wirtschaft* ein rein viehzüchterisches Bild bei einer nicht unbedeutlichen Jägergrundlage. Wasservorkommen und grasige Weiden treiben die Hottentottenhirten umher. Trockenjahre bedingen Verstreuerung, Isolierung, Wanderung; Naßjahre verhelfen zu relativer Sesshaftigkeit und erwecken ein Gemeinschaftsleben. Leitmotive dieser Nomadenkultur sind der Packochse, der Wassersack aus Tiermagen, die transportable Stangenhütte und der Wanderstab. Man lebt fast nur von der Sauermilch. Selten schlachtet man das geschätzte Vieh, das heute zumeist das hamitische Langhornrind ist, früher aber auch in weit stärkerem Maße das Fettschwanzschaf einschloß. Ziegen, das Pflanzervieh, sind ihnen ein Greuel; man würde sie nie als Opfer verwenden. Das herzliche und enge Verhältnis zum Vieh drückt sich schon darin aus, daß man es mit Namen ruft, und es darauf antwortet, daß man Tiere von gleicher Farbe sammelt und ein reges Tauschgeschäft betreibt. Das Vieh wird genau so gereinigt wie der Mensch und mit denselben Zeremonien und Ritualien, ja sogar stets gleichzeitig mit ihm.

An weiteren echt hamitischen Viehzuchtbräuchen findet sich u. a. die ausschließliche Verwendung der in der Kale-



Abb. 31:
Fettbüchse
der Nama;
Mus. f. Völk.,
Berlin

basse geschüttelten Butter als Salbe, das Verwenden der Kalbspuppe oder das Blasen in die Vulva der Kuh als Mittel zur Erlangung eines besseren Milchertrages, das Notfeuer usw.

Die *Jagdmethoden und -riten* erinnern aufs stärkste an Buschmännisches, so die mit Achtung gemischten Gefühle gegenüber Pavian und Löwe, die zeremonielle Aufnahme in den Jägerrang, die mit der Verleihung von Jagdtrophäen und Narben verbunden ist, usw. Wie beim Buschmann zieht das magische Element in der Verfolgungs- und Gefahrenjagd auch

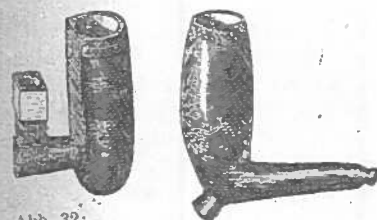


Abb. 32:
Pfeilen der Nama, aus Serpentinsteine
geschnitten (nach v. Luschan)

den Hottentotten mehr an als die rationale Fallenstellerei, die bei den meisten Negeren die fast ausschließliche Jagdbetätigung ausmacht. Auch die alten Waffen, Bogen und Pfeil, ähneln völlig denen der Buschmänner.

So sind uns in der Jagd und in der Viehzucht der Hottentotten selten deutlich die beiden wesentlichsten Kulturkompo-

nenten entgegengetreten. Sie bestimmen das wirtschaftliche Bild, das damit nicht mehr weiter ausgemalt sei.

Aber dieser Parallelismus beider Kulturen spiegelt sich auch in Religion und Mythos nicht minder stark wider. Die Hottentotten kennen einen *Hochgott*, Tsui-Goab. In seinen wesentlichsten Teilen ist er ein echter „Hochgott im Himmel“ mit besonderer Betonung der Gewitterphänomene und der Regenmacht. Auch seine Schöpferkraft ist — wenigstens von den Korana — belegt. Diese uranische Seite der Gottheit steht dicht neben einer manistischen. Jene erste ist ein Ausdruck der hamitischen Gewittergottheit, die zusammen mit anderen mythischen Elementen, so der Wettstreit des dunklen mit dem roten Himmel, der Gewitterstreit, das Motiv von der Urschlange, sicher mit der hamitischen Viehzüchterkomponente aus Nordostafrika, wo diese Ideen noch sehr lebendig sind, ins alte Khoisangebiet eindringen. Die besonders bei den Nama gut ausgebildete manistische Seite der Gottheit zeigt Tsui-Goab als eine Art Zauberer und Priesterhauptidee der Urzeit, dem im Kampf mit einem anderen Häuptling, der später mit dem Gespenstwesen der Buschmänner identifiziert wurde — also dem Vertreter der Autochthonen — eine Beinwunde beigebracht wurde. Deshalb heißt er Tsui-Goab, d. h. „Wundknie“. Sei es nun, daß diese manistische Ausdrucksform dem Tsui-Goab schon in der alten Hamitenheimat eigen war, oder sei es, daß sie einem parallel dem Hochgott und neben ihm stehenden Urahnwesen, wie es auch Teile der Masai kennen, zu eigen war — auf jeden Fall übertrug sich dieser Urahnzug auf die zweite zentrale Gestalt der hottentottischen Mythik,

auf *Heitsi-Eibib*, den Nationalheros des Volkes. Dieser *Heitsi-Eibib* gehörte ursprünglich rein der Buschmannkomponente der Hottentotten an. Er ist ja auch *Heigeib*, der „große Baum“. Wie der Buschgeist der Buschmänner (= *Hise* usw.), mit dem er namensgleich ist, wohnt er im Osten, besiegt Ungeheuer, stirbt oft und kehrt wieder. Er gibt Jagdglück und zeigt, wie die wilden Tiere zu erlegen sind. Er wird an den Steinhügeln, die im ganzen Lande liegen und als seine Gräber gelten, verehrt, und das Volk hat ihm, dem geliebten Schelm, alle menschlichen Züge des Hochgottes beigelegt, so daß auch er mythische Vorzeitzauberer besiegen muß.

So sehen wir in *Tsui-Goab* den Vertreter des einwandernden Fremdvölkes äthiopischen Blutes und in *Heitsi-Eibib* den alten Jäger- und Buschdämon der Buschmänner, auf den ein Schimmer des Fremdgottes fällt, da ihm ja die Herzen aller gehören. Der alte Buschmannhochgott (*Khu*, *Thora* usw.) aber ist von *Tsui-Goab* völlig aufgesogen worden.

Angeedeutet seien noch die Verehrung des Mondes, die stark präanimistischen Totenideen und der alles überwuchernde Kraft- und Zauberglaube von echt buschmännischer Art.

3. Die Bergdama

Ein seltsames Restvölkchen, über dessen Herkunft wir noch fast gar nichts wissen, sind die Bergdama, das zersplittert und abgedrängt durch Herero und Hottentotten im nördlichen Deutsch-Südwestafrika lebt. Allerdings sind sie noch auffallend zahlreich mit ihren 25 000 Menschen. Aber nur an wenigen Orten, z. B. in den Otavibergen, haben sie ihr uraltes Sammler- und Jägerleben ungestört weiterführen können. Von ihren Hauptzentren seien nur genannt: *Okombahe* und die *Erongoberge*, *Outjo*, die *Waterberge* und die *Komashochlande*. Die Einführung der Ziegenzucht hat das Volk zum Teil in die ziegenzüchtenden, seßhaften Taldama und in die reinen Wildbeuter in den feldkost- und wildarmen Gebirgsregionen geteilt. Die ziegenhaltenden Bergdama sind ihrer reichlichen Nahrung entsprechend physisch besser entwickelt und größer, die Bergspitzendama sind pygmoid. Beide Gruppen aber sind absolut negrid und sehr dunkelfarbig, in allem der krasse Gegensatz zu den hellen Buschmännern, die ihnen im Wirtschaftlichen so sehr ähneln.

Die Bergdama haben von den Hottentotten deren Sprache übernommen und die eigene verloren. Auch die Kultur ist ähnlich wie die der benachbarten *Heikum-Buschmänner* von Hottentottentum stark durchsetzt.

Ihre kulturelle Stellung ist etwa zwischen Buschmännern und Hottentotten, und doch enthält sie noch ein ungewisses Etwas, das wir noch nicht

mit einem anderen verbinden können. Durch *Vedders* Forschungen wurden uns auch intimere Seiten der Bergdamakultur bekannt.

Das der Frau gehörende Haus ist die *Kuppelhütte* (Taf. IX, 3) aus Zweigen und Gras. Daneben gibt es Windschirme in jeder Ausführung und natürliche Höhlen als Unterschlupf. Je eine Großfamilie wohnt in einem *Rundlingsdorf* dieser Kuppelhütten. In der Mitte flackert das heilige Feuer, das Kultzentrum. Daneben steht der Werftbaum. Neben dem Familien- und *Werftoberhaupt* und von ihm berufen, steht die eigenartige Gestalt des Speisemeisters, des „*Beschmeckers*“, der alle Speisen der Männer nach der Jagd und Ernte kostet und auch Krankheiten als Kräuterkundiger heilt. Sonst gibt es im Mikrokosmos der Bergdama keine Führer, und den Patriarchen interessiert nur seine Familie, die zugleich Jagdschar und die einzige politisch-soziale Einheit ist. Der Familienvater ist zugleich Priester der Gruppe. Er erneuert das heilige Feuer, dem Sonnenaufgang zugewendet, wenn die Gruppe keine Jagderfolge hat, und zu anderen Zwecken. Die heiligen Feuerhölzer werden angeredet und das Wild durch Sprechen heiliger Formeln herangezogen. Das heilige Feuer, der Jagdglückspender, ist das Feuer der aufgehenden Sonne. Und diese jägerisch-solare Bedeutung des Feuers der Bergdama unterscheidet tatsächlich das Bergdamafeuer von dem der Herero, mit dem es sonst manche Ähnlichkeiten hat. *Vedder* behauptet ja geradezu, daß beide Feuer ursprünglich nichts miteinander zu tun gehabt haben.

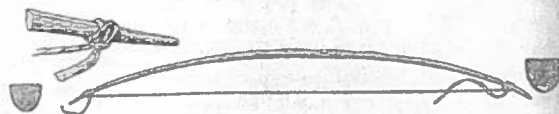
Das Gleichgewicht, das für alle wirklich primitiven Wildbeuter so charakteristisch ist, ergibt sich aus der Fürsorgepflicht der Mitglieder für die Gemeinschaft. Um diese zu charakterisieren, müssen wir erst einmal die Wirtschaftsform beobachten, die auch als Paradigma für viele Wildbeuter dienen kann.

Die Männer sind die Jäger, die Frauen die Sammler, wobei es die letzten sind, die immer mit vollen Taschen nach Hause kommen. Diese ökonomische Trennung wirkt sich auf das ganze Kulturleben aus. Die Frau zieht aus ihrer viel sichereren Nährbasis viel Gewinn für ihre Stellung und wacht eifersüchtig über die von ihr bereitete Nahrung aus Erdknollen, Feldzwiebeln, Eidechsen und Fröschen, von der der Mann nur mit ihrer Erlaubnis erhält, ebenso wie sie vom Wildfleisch der Männer, das am heiligen Lagerfeuer von den reifen Männern verteilt wird, nur mit deren Einwilligung etwas bekommt. So scharf ist der Ertrag ihrer Nahrungssuche geregelt, daß man vom Fleisch der Männer und der Feldkost der Frauen sprechen kann. Allerdings verleitet auch der hohe ökonomische Wert der Frau zur Polygamie, die überall vorhanden ist. So haben die Männer für die Frauen zu sorgen und die Frauen für die Männer, und beide Geschlechter stehen doch auf eigenen Füßen. Das Anrecht des Mannes auf sein Kind erlischt, wenn er die Fürsorgepflicht verletzt, auch wenn die Frau von ihm getrennt ist.

Alle Geräte teilen sich in von Männern benutzte und die von Frauen gebrauchten, und sie vererben sich getrennt dementsprechend vom Vater auf den Sohn, bzw. von der Mutter auf die Tochter. Eine männliche Person kann nie eine weibliche beerben und umgekehrt. Es gibt kein Vaterrecht, und es gibt kein Mutterrecht, wir haben ein „*Gleichrecht*“ mit Neigung zum Patriarchat, nicht aber zum Vaterrecht, vor uns. Seltsam ist nur, daß der Familienname des Vaters auf die Tochter, der der Mutter auf den Sohn vererbt wird, was doch mit der Erbregelung sonst in vollem Widerspruch steht. Die so Namensverwandten gehören zu einer Verwandtengemeinschaft.

Die genannten *Geräte* der Bergdama sind höchst einfach und spärlich wie bei allen wirklichen Wildbeutern, denen jedes weitere Kulturgut zum Ballast wird. Doch sind durch Hottentotteneinfluß eine Reihe von Holz-

Abb. 33: Bogen der Bergdama (nach v. Luschan)



gefäßen eingedrungen, und von den Herero hat man die Töpferei erlernt. Vor der Kenntnis der Töpferei kannte man nur das Steinkochen in der Holzschale. Das Buttern in der Kalebasse ist natürlich Herero- oder Hottentottenart, ebenso der Gebrauch der Dickmilch, und sei sie auch bei den Bergdama von der Ziege. Das Gerät der Sammlerin ist der Grabstock, das des Jägers der Bogen und der vergiftete, ungefederte, gekerbte Holzpfeil. Von den Ambo werden aber Eisenspitzen eingehandelt, die dann mit Fiederungen kombiniert werden. Aus derselben Quelle stammt auch sicher der eiserne Speer mit Kuhschwanzhülle der Werftoberhäupter.

Aller Besitz ist mit *Eigentumsmarken* versehen, was den ausgeprägten Eigentumsbegriff dieser Wildbeuter kennzeichnet. Sehr schön ist die Beobachtung Vedders von der Entstehung der primitiven Ornamentik in Brandschnitten aus den gleichartigen Eigentumsmarken.

Alle *Kleidung* ist aus Wildfellen verfertigt.

Der *Schmuck* ist außer den Brandnarben oder Tapferkeitsschnittnarben — sie erinnern an die Tötung eines Löwen — und weiter den Fellarmringen der Frauen, die je ein vom Manne erlegtes Tier darstellen, meist von Nachbarvölkern übernommen: so das Korsett aus Straußeneischalenperlen der Häuptlingsfrauen, die Eisenperlen, aufgereiht oder an den Schurz genäht, die Kaurimuscheln usw.

Alle diese Dinge: Grabstock, Bogen, Steinkochen, Eigentumsmarken als Ornament, Fellkleidung, Brandnarben als Tapferkeitsschmuck, Trophäenarmringe, Honiggetränke, sind ebenso jägerische Kulturelemente wie die 22 tierpantomimischen Tänze, die Vedder kennenlernte und

die „ein Gebet sind, daß der Jäger und die Sammlerin Glück haben mögen“.

Das *Mädchen* der Bergdama wird von seiner Mutter früh in das Amt des Sammelns eingeführt, denn die Sammelwirtschaft ist ja die Stärke des weiblichen Geschlechtes, die ihm eine so relativ unabhängige Stellung in der Gesellschaft gibt. Sehr bedeutsam ist die rituelle Lösung von den Speiseverboten, die das Mädchen beachten muß. Denn nach der Geburt des ersten Kindes werden diese Speiseverbote, die die Stillkraft der künftigen Mutter sichern sollen, hinfällig. Interessant ist nun, daß dem Mädchen bei beginnender Pubertät unter der Brust Narben beigebracht werden, in welche kleine Mengen der verbotenen Speisen eingerieben werden, um so den Körper langsam gegen die schlimme Wirkung der verbotenen Tiere oder Pflanzen zu immunisieren, so daß das Wegfallen der Diät nach der Geburt ohne Not geschehen kann. Diese Ausrichtung zur Mutterschaft ist ein bemerkenswertes Zeichen für das hohe Ethos der Bergdamagesellschaft, wo wir auch ein volksbiologisch so schädliches Wüten gegen Zwillinge und andere magisch begründete Mißgeburten nicht kennen.

Die eigentliche Pubertät des Mädchens wird als schlichte Individualfeier an einem Tag gefeiert.

Die *Knabeninitiation* ist ganz wildbeuterisch identisch mit der Einführung des Jünglings in die Jagd. Die „Jägerschule“ ähnelt bemerkenswerterweise in manchem den „Buschschulen“ der Pflanzervölker, wenn auch der altartige steppenjägerische Charakter viel deutlicher ist. Die Alten selbst und ihr Häuptling leiten die Zeremonien. Die Zeremonien gipfeln in einem Fest, bei dem die Waffen der Novizen mit dem Herzblut eines auf besondere Weise geschlachteten Tieres — der Leib wird geöffnet und der Herzschlag mit der Hand zum Stillstand gebracht — beschmiert werden, denn um „der Waffen willen wird dieses Fest veranstaltet“.

So sehen wir in der Wertung der Reife ein starkes Hinneigen zum männlichen Charakter der Gesellschaft, da ja nur für diese eine allgemein verbindliche Feier stattfindet, die sogar über die Lagerfamilie hinausgeht. Der Vater ist auch unbedingt Oberhaupt der Familie, aber die gesamte Sozial- und Wirtschaftsform dieses Völkchens ist so stark von einem Drang zum Ausgleich der Geschlechter gerichtet, daß diese Stellung ohne jede Schärfe ist.

Hat der Jüngling die Jägerweihen hinter sich, so geht er auf die *Freile*. Dabei ist der Anteil



Abb. 34: Amputierter Finger (mag. Ritus. Bergdama (nach Phot.))

seiner weiblichen Verwandten als Brautbitter auffallend. Wie oft in Südafrika ist die Vaterschwester dabei eine besonders wichtige Person. Neigungsehen fehlen, die Ehe ist eine Abmachung zwischen den Familien, und Kinderverlobungen sind an der Tagesordnung. Den Verhandlungen über die mögliche Ehe unter den Verwandten folgt die zeremonienlose Heirat, die nur von einem Austausch von Geschenken, nicht aber von einer Transferierung eines Brautpreises begleitet ist. Jedoch hat der Bewerber meist das erste Jahr in dem schwiegerelterlichen Lager zuzubringen, um dort zu beweisen, daß er fürsorgefähig ist. Die Fürsorgepflicht beherrscht die ganze Sozialregelung dieser Altvölker, bei denen nur die höchste ökonomische Geschicklichkeit des einzelnen den Hungertod abwehren kann. Vermag der Bräutigam in seinem Probejahr sich nicht als Familienvater zu erweisen, so kann die Wahl rückgängig gemacht werden. Diese zeitweilige Matrilokalität ist kein Anzeichen eines Mutterrechtes, sondern nur der natürliche Ausgleich für das Fehlen eines Brautpreises in der gleichrechtlichen Gesellschaft.

Beachtenswert ist, daß wie bei Eskimos und Australiern auch hier ein Frauenaustausch zwischen Freunden stattfindet (S. 55). Es ist aber wahrscheinlich, daß diese Sitte von den Herero entlehnt ist.

Ist ein Mensch vom Pfeil Gamabs, des Hochgottes, getroffen und stirbt, oder muß er auf Grund eines von den gespenstischen Manen, die um Gott sitzen, in seinen Leib praktizierten Gegenstandes oder Tieres sein *Leben aushauchen*, so wird nach der Totenklage der Körper zum Hocker gebunden und mit dem Gesicht nach Osten in einem Nischengrab bestattet, über dem ein Steinhäufen liegt. Die Furcht vor den „Fahlbeinen“, den Gespenstern, die nicht in Gottes Werft kommen, verursacht die stramme Bindung, das Bedecken der Leiche mit schweren Steinplatten in der Nische und Steinhäufen auf dem Grab, auch das Niewiederbesuchen der letzten Ruhestätten im Feld.

Die *kontagiöse Kraft des Toten* spielt bei den Bergdama eine große Rolle; sie zu vermeiden sind zahlreiche Riten nötig. Trotzdem besteht eine feste Sitte der „Grabläuferei“, die nichts anderes ist als *Ahnenbitte und Ahnenopfer* am Grab, wie es die manistischen Bantu ebenfalls tun. Ein seltsames Gemisch von Furcht und Verehrung erfaßt den Bergdama am Grab, das so typisch ist für die ambivalente Haltung des Manismus, der den Ahnen ja ganz präanimistisch oder besser monistisch erfaßt. Der Werftälteste wirft dem Ahnen ein Tabakopfer aufs Grab, muß sich aber sehr vorsehen, nicht mit dem Fuß auf das Grab zu treten, da dieser sonst unheilbar krank würde. In dem magistischen Manismus der Bergdama, der sich weltanschaulich in ihrer Gottesidee seltsam klar widerspiegelt, ist die altnigritische Weltanschauung noch klar erhalten, und ihre Träger sind wirklich ein altnigritisches Urvolk.

Dies führt uns mitten in die *Religion* dieser Leuten, die ein seltsames,

aber organisches Gemisch von Monotheismus, Totenfurcht und Ahnenkult darstellt. Auch der reichlich vorhandene Zauberglaube knüpft durch die Institution des Zaubers an den Hochgottglauben an, denn er ist von diesem eingesetzt. Die Hexen sind bei den Bergdama Gespenster in Tierform (Ziegenböcke oder Schakale), als Gerippe oder Schatten.

Ihr *Hochgott* ist Gamab. Er ist Urheber, Alleswisser, und tötet mit seinem Pfeil. Er hat einen übermütigen Sohn und ist wie ein irdisches Werftoberhaupt. Seine Werft steht jenseits der Sterne. Unter dem himmlischen Werftbaum sitzen die Gamagu und Gamati, die verstorbenen alten Männer und Frauen, die nicht als Gespenster auf Erden bleiben mußten. Sie kamen als „Gagas“, Geister, den großen Jenseitsweg am Abgrund vorbei zum großen Kapitän Gamab. Hier leben sie mit ihm fast wie auf der

Erde. Jagen brauchen sie nicht, ebensowenig wie Kinder zeugen, denn die Kindergeister kommen ja auch, und das Fleisch, das sie verzehren, ist das Fleisch der Toten. Und deshalb bleiben nur Knochen in den Gräbern. Diese seltsame Vorstellung beweist, daß die animistische Geistidee den Bergdama noch keineswegs sehr vertraut ist und der Gedanke von der Regeneration der Geister durch das Fleisch der



Abb. 35: Wahrsagegerät (u. a. Konus-Muschel und Lederstückchen = „Sandalen“), Bergdama, Chuosgebiet; Mus. f. Völk., Berlin

Toten ein manistisch-animistisches Kompromiß darstellt. Gamagu und Gamati sind Plurale des Gottesnamens, der selbst deutlich, trotz seiner uranisch-monotheistischen Prägung, auf eine Ahnengespenstidee hinweist, gehören ihm doch auch alles Düstere und alle Höhlen zu. Der Gamab ging als Gaunab zu den Hottentotten und als Gaua zu den Buschmännern, die ihn zum gespenstischen Widersacher ihrer Hochgötter und Heilbringer degradierten.

In den Bereich des üppig vorhandenen *Kraftglaubens* fallen die Praktiken des Gamab-Mannes, des von Gott bestellten Mediziners, der die von den Totengeistern im Himmel in den Körper der Menschen geschickten Tiere und Gegenstände, die ihn krank machen, herausaugt. Erstaunlich sind seine schamanistischen Erlebnisse in der Ekstase, wo er zu Gottes Werft geht. Weiter sind da die Zitterer, die Regen herbeiholen und das Sandalenorakel schlagen. Totemismus und Naturgeisterverehrung fehlen. Der Feuerkult deutet auf einen alten Solarkult, wie er in Jägerkulturen häufig ist.

So schließt sich das Bild der Bergdama als ein altafrikanisches Wildbeutervolk negroider Rasse. Seine Grundelemente zeigen eine überstarke

Überschattung durch das Hottentottenvolk, dessen Sprache sie annahmen. Aber auch die Herero und Ambo beeinflussen sie tiefgehend. Immerhin sieht aus dem Ganzen ein echtes, primitives Wildbeutervolk mit Mischungselementen der höheren Jägerkultur und der altnigrischen Kultur heraus.

4. Die Hereroprovinz

Eine ganz besondere Stellung nehmen die Herero im nördlichen Südwestafrika ein, denn sie lassen sich nirgendwo mit absoluter Sicherheit angliedern. Des hohen ethnologischen Interesses wegen, das dieses Volk stets gefunden hat, sowie wegen seiner kolonialen Bedeutung soll auch seine Kultur etwas ausführlicher behandelt werden.

Die Herero besitzen eine solche Fülle von Sachgütern und Institutionen, religiösen Ideen und Gebräuchen, die auf das ferne Nordostafrika hinweisen, daß wir dies nur verstehen können, wenn wir uns ihre Wandertradition und die Tatsache, daß sie reine nomadische Viehzüchter, ähnlich den Hottentotten, sind, vor Augen halten. Alles das bringt uns dazu, den Herero einen besonderen Platz in der südafrikanischen Ethnographie einzuräumen. Sie bilden eine eigene ethnographische Provinz. Wir sind dazu um so mehr berechtigt, als die Herero eine oft bis ins einzelne gehende *dualistische Kulturkonstruktion* besitzen und hier einmal ein Musterbeispiel einer nicht zur vollen Lösung gekommenen Kulturenmischung vorliegt.

Brauer vertritt den Standpunkt, daß in der Kultur der Herero das Hamitentum mit seiner Langhornrinderzucht eine ausschlaggebende Rolle spiele, daß der osthamitische Kulturkomplex bei den Herero einheitlich und klar sich dem der anderen Langhornrinderzüchter in Afrika, also den Hottentotten, Westkaffern, Cwana, Masai, Himba, Nuer, Dinka, Schilluk, Somali usw., anschließen lasse. Dagegen sieht er als Ursache der dualistischen Bildungen z. B. im Gottesbegriff, in der Sippenverfassung, im Totemismus usw. die Einwirkung einer mutterrechtlich-pflanzerischen Bantukultur, die sich trotz des übermächtigen Ansturms der Rinderhirten doch noch scharf genug ausprägen konnte.

Luttig wiederum will in dem dualistischen Aspekt der Hererokultur eine dieser ureingeborenen und wesentlich zugehörige Erscheinung sehen, ohne die historischen Aufbaumöglichkeiten der Kultur näher zu würdigen. Seine Arbeit ist ein wahres Musterbeispiel dafür, wie sehr die rein strukturelle Betrachtung in die Irre führen kann und wie sehr sie durch die historische Auffassungsweise ergänzt werden muß.

Die Herero — mit dem Präfix „Ovaherero“ — sprechen eine Bantusprache, aber wir wissen ja, wie oft es geschieht, daß ein Volk eine Sprache spricht, ohne daß der gesamt-kulturelle Habitus dem entspricht. Wir können heute sagen, daß die Herero früher sicherlich in ihrer Heimat, die

weit im Nordosten gelegen haben mag, fast rein der osthamitischen Kultur angehörten, daß sie aber bei Einbruch in die Gebiete der Bantupflanzer wohl auch ihre hamitische Sprache zugunsten eines Bantuidioms aufgegeben haben. Allem Anschein nach ging ihr Weg auf der letzten Etappe über Nordrhodesien, wo heute noch ein sehr stark kulturverwandtes Volk, die Ila, wie ein Restposten sitzt, und über Südafrika bis zum Kunene.

Sie drangen den Traditionen nach bis zum Swakop nach Süden vor, wo sie die Topnaarhottentotten antrafen. Sie fanden in diesem so ähnlich gearteten Volk heftigsten Widerstand gegenüber ihren Expansionsplänen, und so zogen sie sich wieder nach Norden zurück. Das war den Traditionen zufolge vor etwa 200 Jahren. Um 1852 saßen sie geschlossen zwischen Okavango und Waterberg, wo sie dann ziemlich ungestört bis zum Aufstand blieben, Seite an Seite mit der von ihnen in zahllose Inseln versprengten Urbevölkerung Südwestafrikas, den Bergdama. Im Laufe der Zeit haben sie sich mit einem anderen Volk, das wohl schon mit ihnen einwanderte, verschmolzen: den *Mbandjeru*. Nach Irle sollen dies ehemalige Cwana sein, tatsächlich besitzen sie einen reinen Beutetierotemismus wie die Cwana, aber keinen Rindertotemismus wie die Kernhereros, soweit wenigstens deren vaterrechtliche Clans, die Otuzo, in Frage kommen. Auf ihrem Wege vom Norden zum Süden blieben Teile des Volkes im unwirtlichen Kaokofeld sitzen, die Tyimba, die von den anderen Herero verachtet werden und zu denen auch Gruppen nördlich des Kunene gehören. Estermann hat ganz kürzlich sogar die *Kuwa* am Coroka in Südafrika als Herero erklärt.

In der Physis tritt zwar die äthiopische Rasse oft noch eindringlich in Erscheinung, ist aber doch im großen und ganzen vom negriden Element stark verdrängt, so daß im Äußeren die Herero mehr an die Südostbantu als an die noch stärker hamitischen Masai erinnern.

In unserer Skizze der Kulturprovinzen bezeichneten wir die charakteristische Mischung dieses Gebietes so: ein starker Kern der osthamitischen Kultur wird von der mutterrechtlichen Bantukultur und dem Altnigrismus umhüllt. Tatsächlich führt uns eine Prüfung der Kulturverhältnisse immer wieder zu diesem so gearteten Mischungsverhältnis.

In der *materiellen Kultur* drückt sich natürlich das nomadische Rindviehhirtentum der osthamitischen Kultur am sinnfälligsten, wenn auch nicht allein aus. Die *Kleidung* besteht im wesentlichen aus Leder, so der Männer- und Frauenschurz, den ein Zopfriemengürtel festhält, die Sandalen der Männer, der Lederumhang für beide Geschlechter und die dreizipflige Haube für verheiratete Frauen, welche über der Stirn den aufgerollten Schleier aus Ziegenfell tragen. Das wichtigste Bindematerial, vor allem für die schweren Eisenperlenketten und Stegbandschmucke — sehr charakteristisch für die hamitische Hirtenkultur —, sind Lederschnüre (s. Taf. X, 2).

Gerade die Stegbänder zeigen deutlich nach Nordostafrika, auch das Leibchen der Frauen aus Perlenschnüren (s. auch Galla), sogar die dazu

hysterische und neuropathische Frauen sind. Aus diesem Kulturmilieu heraus allein ist die Frage nach dem Ursprung der schon erwähnten und viel umstrittenen *Ruinen von Simbabwe* (Taf. XI, 2 zu verstehen).

Eine Reihe von Forschern hat seit Mauch die schon den alten Portugiesen des 16. Jahrhunderts bekannten Ruinenplätze besucht. Die meist aus Mauern, aufgeführt aus großen, zu behauenen Steinen ohne Mörtel, bestehenden Bauten haben schon viele Diskussionen hervorgerufen.

Während Bent und Hall alte Zusammenhänge mit dem orientalischen Altertum annehmen, kam Randall Maciver zu dem Schluß, daß es sich hier um mittelalterliche und echt afrikanische Kulturreste handele. Er fand nämlich sieben Plätze ohne jede Spur einer Kultur, die älter als mittelalterlich angesprochen werden könnte, und auch seine Vorgänger fanden nichts, was gegenteilig ausgelegt werden könnte, wie sich ja auch keine einzige Inschrift fand. Er hält die Gebäude in der



Abb. 63: Orakelschale, Venda (nach Stayt). Entspricht der in Simbabwe gefundenen Schale

Steinumwallung für echt negerisch und ebenso die künstlerischen und anderen Arbeiten, soweit es sich nicht um Import handelt, der dann immer mittelalterlich ist. Dieselben Ansichten äußerte nunmehr auch Caton-Thompson („The Zimbabwe-Culture“ Oxford 1931) auf Grund eingehendster archäologischer Untersuchungen. Danach können wir heute sagen: Die Bauten von Simbabwe, aus mörtellosem Steingefüge aufgeführt, sind afrikanisch und nicht von fremden Eindringlingen erbaut. Die Glasfunde und Topscherben fallen nicht aus dem Rahmen dessen, was wir sonst in Afrika gewohnt sind.



Abb. 62: Tiervase; schwarz-rote Keramik, Wedzagebiet, Südrhodesia (nach Frobenius)

Die Ruinen sollen nicht über das 9. Jahrhundert hinaus gehen, wofür die importierten Beifunde in den Ruinen sprechen. Sicher ist aber, daß mit dieser archäologischen Feststellung: „Die Simbabwebauten sind afrikanisch“ noch nicht die Frage beantwortet ist, die den Ethnologen interessiert: Welcher Kulturschicht gehörten die Bewohner und Erbauer an? Sicher ist, daß es Träger einer afrikanischen Hochkultur gewesen sein müssen. Schebesta (Anthropos 1926, S. 484 bis 545) hat, wie gesagt, mit viel Geschick auf die Zustände im alten Reich Monomotapa,

das mit den Portugiesen des 16. und 17. Jahrhunderts Handel trieb, zurückgegriffen und aus portugiesischen Quellen ein Sittenbild herausgeschält, das uns gestattet, dieses Monomotapa, das auf dem Land Simbawes erwuchs, mit jenem großen rhodesischen Kulturkreis in Verbindung zu bringen. Daß „Monomotapa“ mit „Simbabwe“ nicht nur lokal, sondern auch kulturgenetisch zusammenfällt, ist ausgemacht.

Jüngst hat sich auch Leo Frobenius auf Grund seiner Südrhodesia-Expedition mit dem Problem befaßt. Er führt die Ruinen und die alten in ihrer Nähe gefundenen Metallminen sowie die gesamten Hochkulturelemente des Monomotapareiches und deren Nachklänge in der heutigen Shona-Kalanga-Rozwi-Kultur auf seinen süderthraischen Kulturkreis zurück, der für ihn weit hinter das Mittelalter zurückgeht. Er führt sogar

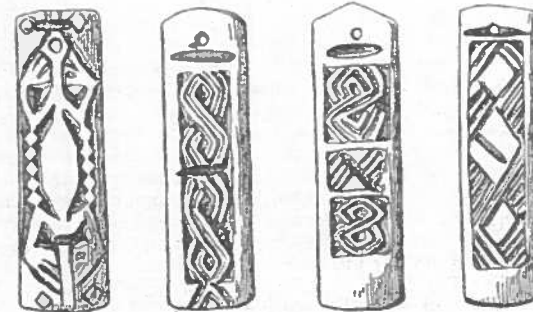


Abb. 64: Orakelhölzer; angebl. Konde, wohl Venda B.M.V.

altdrauidische, altbabylonische und andere Vergleichsmomente an. Sogar ein besonderer Felsbilderstil in Südrhodesia, der Keilstil, wie er ihn nennt, hat nach ihm dieselbe Wurzel.

7. Die Sambesi- (Angola-) Provinz

Fast das ganze Stromgebiet des Sambesi mitsamt dem südlichen Angola wird von Völkern bewohnt, die, so weit sie auch auseinanderwohnen mögen, doch bestimmte, ganz besonders charakteristische Merkmale gemeinsam haben. Auf den ersten Blick sieht man, daß hier eine schon seit langer Zeit seßhafte Pflanzbevölkerung wohnt, die jedenfalls älter ist als die auch dieses Gebiet durchkreuzenden hamitischen Wanderungen oder die Überflutung weiter Teile des Gebietes durch die rhodesische Herrenkultur, die vor allem in Monomotapa-Simbabwe zur Reife kam und sich über den Sambesi bis zum unteren Kongo verbreitete. Diese

Pflanzenbevölkerung ist durchweg mutterrechtlich und gehört in ihrem Hauptteil der westafrikanischen Kultur an, deren Südgruppe sie sogar zu einem wesentlichen Teil bildet. Diese Südgruppe der westafrikanischen Kultur hebt sich ja stark von der Nordgruppe ab, die durch sudanische, vaterrechtliche Stämme und die Urwaldumwelt umgebildet wurde (s. S. 48). An älteren Kulturschichten sind sowohl der altnigritische als auch die Kultur der Steppenjäger, besonders diese, noch stellenweise faßbar. Im ganzen Gebiet gibt es zwar keine absolut reinen Jägerbevölkerungen, aber fast überall kann man innerhalb der Völker Jägerkomponenten, zeitweise sogar eine besondere Jägerklasse mit eigenem Brauch und Ritual feststellen.

Die charakteristische Mischung der Provinz ist aber: südliche, westafrikanische Kultur (mutterrechtliche Bantukultur oder mittelbantuische Kultur), Kultur der Steppenjäger und rhodesische Kultur.

Umschreiben wir einmal diese ethnische Provinz: Im Westen gehört hierzu ganz Südafrika, einschließlich der auf südwestafrikanischem Boden sitzenden Ambo; es gehören hierher die Völker der (Ovi-)Mbundu- und (A-)Mbundu-Gruppen, die Ngalanga-Mbuella-Mbunda im Südosten, die Cokwe - Luena - Luimbi - Songo - Mbangala im Nordosten Angolas. Es folgt das Gebiet am oberen Sambesi, Nordwestrhodesia, mit den Rotse-Lui, den Totela, Tonga, Ila, Lenje, Lamba, Lala usw. Weiter Nordostrhodesia und Nyassaland mit den Wemba, Senga, Bisa, den Tumbuka-Henga, der großen Nyanjagruppe, schließlich die Völker Nordmosambiques und des südlichen Deutsch-Ostafrika: die Yao, Makua, Lolo, Makonde, Mwera usw.

Mit Ausnahme der Wemba und Rotse, die beide einen intensiveren rhodesischen Einschlag haben als die übrigen Gruppen, kann man alle diese Völker als ethnisch gut umrissene Gruppe ansehen.

Die Umwelt ist ziemlich einheitlich die Trockensteppe, welche neben Hackbau auch noch Viehzucht gestattet. Die Viehzucht wird aber nur stellenweise noch in größerem Umfang betrieben und dürfte dann weniger auf bessere Umweltsbedingungen als auf eine besonders starke hamitoide Kulturbefruchtung zurückzuführen sein. Ausnahmen dieser Art sind die Ambo und Nyanjeka in Südwestangola und die Ila in Nordwestrhodesien. Das nördliche Mozambique, das ethnisch zu unserer Provinz gehört, und die südlichen Nachbargebiete Deutsch-Ostafrikas zeigen noch den offenen, mit Grasflächen durchsetzten Miombo- oder Trockenwald. Hier ist der Rinderbestand immer noch schwächlich. Nyassaland zeigt schon in den Randgebirgen am Nyassa fast Gebirgsklima und eine Gebirgsflora. Hier bewahren sich einige zersplitterte Gebirgsvölkchen ein noch kaum bekanntes Leben. Die Trockensteppe, durchsetzt mit großen Grasflächen, schütterem und dichterem Hochwald, geht bis tief nach Angola hinein, wo erst das Benguellahochland mit seinen fast malariefreien Bedingungen eine Unterbrechung bietet und Viehzucht in höherem Umfang ermöglicht. Lunda, das Land der noch zu unserer Provinz gehörenden

Cokwe, bildet den Übergang zur Feuchtsteppe des südlichen Kongo-gebietes mit seinen von Rafiapalmen besetzten Galeriewäldern. Andererseits ist ein schmaler Küstenstreifen zwischen Meer und Benguellahochland unter der Einwirkung

der kalten Benguellaströmung verödet, und diese wüstenartigen Striche werden von anscheinend stark mit Buschmannblut durchsetzten nomadischen Völkchen, den Kwissu, Kwando usw., bewohnt. Hier ist das Bindeglied nach Südwestafrika.



Abb. 65: Pfeife, Yao; Mus. f. Völk., Berlin



Abb. 66: Geschnitzter Zauberstab; gegen Krankheiten getragen, Nyanja; Mus. f. Völk., Berlin

Rassisch ist auch diese ganze Provinz noch recht unergiebig bearbeitet. Auffallend viel pseudo-mongolische Typen in vielen dieser Völker erinnern an die Khoisanrasse, von der Vertreter wohl die Träger der starken Jägerkomponente in der Provinz waren. Pygmoide und australoide Züge fand ich unter Cokwe und Lunda, aber noch viel mehr äthiopisches Blut, das überall hier gegenwärtig ist, am stärksten wohl bei Ambo, Mbundu, Cokwe, Ila, Rotse, Lamba, Wemba und Nyanja.

Sehr viel geschichtliche Tiefe hat diese ethnische Provinz nicht. Der Mangel an Staatsbildungen und sinnfälligen Schichtungen macht Untersuchungen dieser Art sehr schwer. Sie müssen sich auf den Aufbau des Volkes aus seinen Sippen und Unterstämmen beschränken, und Arbeiten über die Einzelgeschichte dieser volksbildenden Sozialfaktoren sind nur ganz spärlich vorhanden.

Wenn wir das nördliche Shonagebiet verlassen, finden wir südlich des Sambesi eine Reihe von Stämmen und Clans, die in rezenter Zeit vom Nordufer dieses Flusses herabkamen, um in Mashonaland einzudringen. Kulturell bilden sie ein Gemisch aus Nyanja- und Shonaelementen. Die Tawara und die Tonga östlich des Luena gehören hierher, ebenfalls die Sena südlich Vila-Fontes und Cemba am Sambesi. Die Podzo südlich des Sambesideltas dagegen sind wie die Cwabo nördlich des

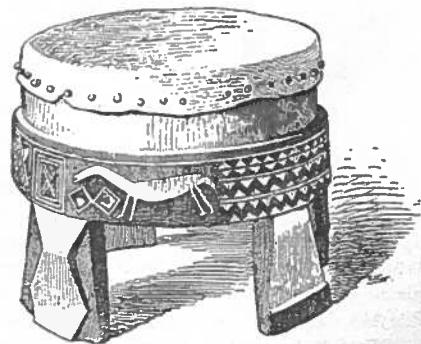


Abb. 67: Kleine Handtrommel aus Mateweles Dorf, Oberer Shire, Nyanja; Mus. f. Völk., Berlin

Flusses den Nyassastämmen anzugliedern. Die Tawara standen noch in engen Bindungen zum Shonareich. Sie besitzen einen eigenartigen Regenpriesterkult, der an Dinge der Nachbarstämme erinnert; andere Kulturelemente sind die zeitweilige Matrilokalität, das Fehlen jeder Großviehzucht, die vorzügliche Keramik.

Das größte Volk des Ostteils unserer Provinz sind die *Nyanja* (oder *Manganja*). Die Nyanja sprechen eine Sprache, die nach A. Werner mit dem Karanga-Shona im Süden eng zusammenhängt. Zu den Nyanja gehören eine große Zahl von verwandten Stämmen, so am unteren Sambesi die *Sena* (zum Teil) und *Nyungwe* (Cikunda). Die Cikunda bilden keine eigentliche ethnische Einheit; diese zusammengewürfelte Masse tritt uns an verschiedenen Stellen des Sambesi wieder entgegen. Nyanja sind auch die *Cewa*, *Cipela* oder *Ravi*, die *Senga* und *Mbo*. Sie alle wohnen im Nordwesten des Volksgebietes, während den Südosten am Südnjassa um den Shire die Nyanja im engeren Sinne einnehmen. Die Nyanja hatten in älterer Zeit einen Oberhäuptling, der das ganze Gebiet zwischen Shire und Luangwa im Westen beherrschte. Sie werden schon 1616 von Gaspar Bocarro in ihren jetzigen Wohnsitzen erwähnt und sind in ihrer mütterrechtlich-pflanzerischen Ruhe und Ungestörtheit seither nur durch die Ngoniwanderung aufgeschreckt worden.

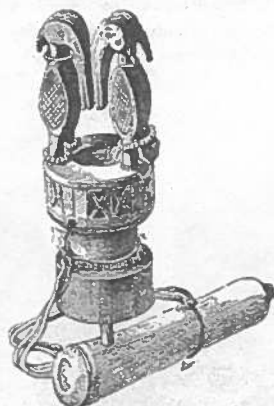


Abb. 68: Hantpfelte, Nyanja;
Mus. f. Völk., Berlin



Abb. 69: Stäbchenkamm
vom Rovuma (nach Weule)

In den Nyanja fast ganz aufgegangen sind Reste der *Kololo* (= Sotho), die noch von Livingstones Eskorte herrühren und nicht mehr zu ihrem Fürsten Sekeletu am oberen Sambesi zurückgingen.

Die *Nguru-Lolo* (oder Lomwe) in Portugiesisch-Ostafrika, nördlich des Sambesi, sind noch ebenso schlecht bekannt wie die *Makua*, die bis

über die Grenze Deutsch-Ostafrikas sich ausbreiten. Hier hat uns wenigstens Weule Näheres über sie mitgeteilt. Der Sklavenhandel hat diese Völker stark geschwächt. Sie gehören kulturell aber in jeder Beziehung zu unserer Provinz, ebenso wie die ihnen benachbarten *Yao*, die ursprünglich nur im Gebiet zwischen Nyassa und der Ostküste beheimatet waren, später aber nach Südwest auswanderten und auf die Nyanja drückten. Durch Zwischenheirat bildete sich um Blantyre eine nicht unbeträchtliche Yao-Nyanja-Mischbevölkerung. Andererseits sind sie nach Norden bis in deutsches Gebiet vorgestoßen, wo sie mit den kulturell verwandten Gruppen von Weule untersucht wurden.

Ein Wort noch über das Fremdvolk in unserem sonst so einheitlichen ethnischen Revier: die Zulu-Abkömmlinge der *Ngoni*. In Südnjassaland sprachen 1894 nur noch ein paar Häuptlinge Zulu; in Nordnjassaland haben sie sich geschlossener erhalten und ihre Sprache bewahrt. Seit sie 1825 den Sambesi unter Zwangendaba überschritten, haben sie, die vaterrechtlichen Hirtenkrieger, die mütterrechtlichen Nyanja durch-einandergewürfelt. Cetusa, ihr Führer, soll den Sambesi mit dem Stab geteilt haben, jenes biblische Motiv, das überall dort auftritt in Afrika, soweit äthiopisch-hamitische Rasseinflüsse reichen (s. H. Baumann, Schöpfung und Urzeit... S. 260 ff.). Am Lintipe, um Fort Jameson und Mombera im Norden, setzten sie sich fest, das aber zum Teil erst nach langen Wanderzügen, die sie als Magwangara oder Mafiti bis ins ehemalige Deutschost führten.

Die Yao und Makua wanderten über den Rovuma nach dem Süden Deutsch-Ostafrikas, wie wir schon sahen. Sie trafen dort kulturverwandte Stämme, die von den Ngoni, Hehe und Suaheli bedrängt und umgeben sind. In dem verhältnismäßig flachen Land haben sich auf den Makonde-, Mwera- und Matumbiplateaus Stämme dieser mütterrechtlichen Bantu erhalten können: die *Mwera*, *Makonde*, *Ngindo*, *Ndonde* und *Matumbi*. Die Makonde, die von Weule beschrieben wurden, sind noch am besten bekannt. Als friedliche, mütterrechtliche Pflanzer, die nur Kleinvieh kennen, mit ihren intensiven Jugendweihen — auch für Mädchen — und der Betonung der Frau in Kult und Kunst und dem verstärkten Auftreten der Ahnenfigur gehören sie absolut in unsere Provinz. Sie sind die am weitesten nach Nordosten vorgeschobenen Propagandisten des westafrikanischen Stils der Menschenplastik und der Masken. Die monströsen Lippen- und Nasenpflocke verbinden sie ebenfalls mit den Makua und Nyanja im Süden.

(Dieses Gebiet im Süden von Deutsch-Ost reicht aber mit einem schmalen Streifen zwischen Küste und den Inlandstämmen noch weiter in den Norden vor, wo die *Kwere*, *Luguru*, *Saramo* als Mutterrechtler und mit vielen Merkmalen westafrikanischer Abstammung hierherzugehören scheinen.)

In Nordnjassaland und Nordostrhodesien sehen wir teilweise wenig bekannte, mit den Nyanja mehr oder weniger verwandte Stämme.

Die Wemba (oder Bemba) bewohnen das Zentrum Nordostrhodesiens. Die Herrscherschicht, die später die Sprache der Unterworfenen annahm, kam aus Westen und war von Lunda-Luba-Ursprung. Die Einwanderung muß vor 1798 stattgefunden haben, denn der Portugiese Lacerda erwähnt sie um diese Zeit schon an Ort und Stelle. Die Wemba-Aristokratie brachte aus dem Südkongogebiet die dort allseits dominierenden rhodesischen Kulturelemente, besonders die Hofritualien und die Gott-König-Idee, mit. Die Unterworfenen waren von gleicher Art wie alle Stämme unserer Provinz. Die

Abb. 70: Kopfbank, Ngindo (südlich Deutsch-Ostafrika) (nach v. Luschan); Mus. f. Völk., Berlin



70

Abb. 71: Beil, Ngindo (Ostafrika); Mus. f. Völk., Berlin



71

Wisa oder Bisa, südöstlich des Bangweolosees, ein fleißiges Pflanzervolk, bildeten den industriellen Mittelpunkt für Schmiedewaren und Baumwollwebereien, deren Vertrieb ihnen eine umfangreiche Kleinviehzucht ermöglichte. Dabei sei erwähnt, daß die einheimische Baumwollweberei der ganzen Sambesiprovinz bekannt war, sichtlich aber ein Kulturgut der rhodesischen Herrenkultur ist, ebenso wie der gesamte Baumwollanbau.

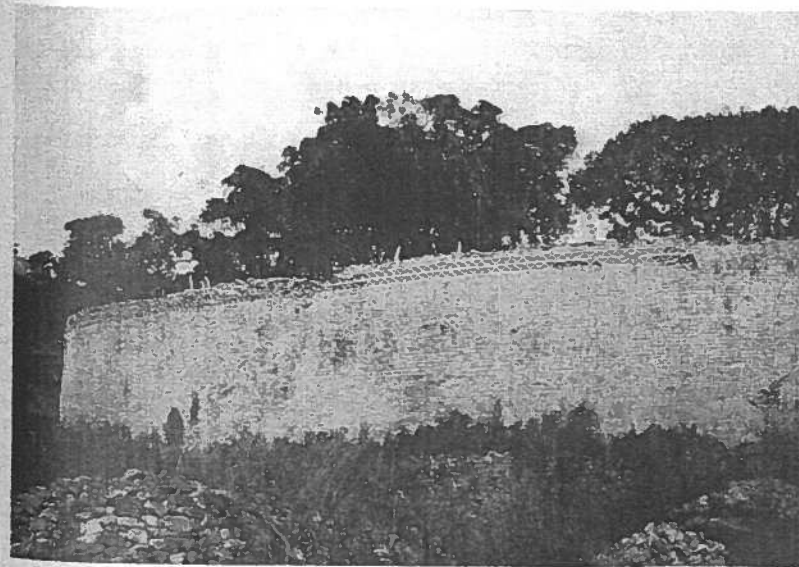
Die ältesten Volksschichten Nordostrhodesiens stellen die wildbeuterischen, aber nicht pygmäischen (*Ba*) *Twa* in den Bangweoliosümpfen dar, über die wir eine große Monographie von Eric von Rosen besitzen, sowie die *Tambo* am oberen Luangwa, die noch bis vor kurzem Nomaden waren.

Im Norden führen *Lungu* und *Mambwe*, durch den frühen Verkehr mit Arabern und Suahelibastarden besonders den modernen Einflüssen aufgeschlossen, zu den Lubavölkern im Nordwesten und den Rukwavölkern in Deutsch-Ost über. Die *Wiwa* und *Winamwanga* bilden den Übergang zu den Nordnyassastämmen der *Konde* und *Nyika*. Bemerkenswert sind auch die geschlossenen Siedlungen der aus Deutsch-Ostafrika eingewanderten *Nyamwezi* um Mirongo, deren Anwesenheit ein deutlicher Einschub ostafrikanischer Kulturen zu verdanken ist.

Im Nordwesten des Nyassasees wohnen die *Tumbuka*, die schon von Lacerda (1798) erwähnt werden und ursprünglich wohl zur Nyanjagruppe gehörten, obwohl heute die Kultur abgewandelt und die Sprache eine andere ist. Das mutterrechtliche Fischervolk der *Tonga* am Nordwestufer des Nyassa und das noch fast unbekannte Bergvolk der *Phoka* am nördlichen Rukurufluß mit seinem ausgezeichneten Gebirgspflanzbau und



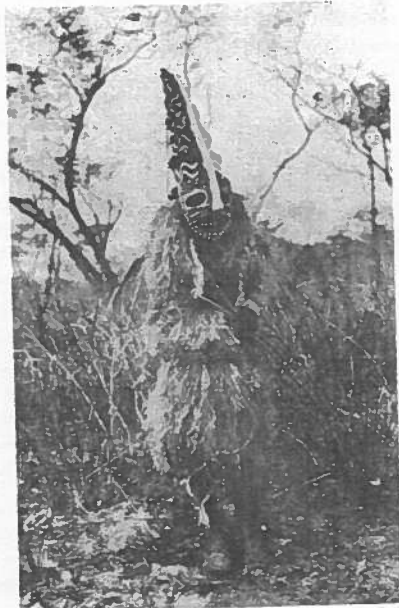
1. Ambofrauen vor Speicherkörben (Deutsch-Südwestafrika)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)



2. Simbabwe. Fassade des elliptischen Tempels
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)



1. Inneres eines Lagers für die Beschnittenen. Cokwe (Ostangola)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)



2. „Cikusa“, Maske für die Beschneidungsfeste. Cokwe (Ostangola)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)



3. „Kalelwa“, Masken aus Rindenstoff, von Beschnittenen getragen. Cokwe (Ostangola)
(Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

den halb in die Erde versenkten Rundhütten gehören auch zur älteren Schicht Nordnyassalandes, die durch Mutterrecht und ein schlechtes Sippensystem ohne Stammeshäuptlinge charakterisiert ist.

In dieses Land- und Volkstum drangen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (nach Cullen-Young), in Plankenbooten über den Nyassa kommend, arabisch gekleidete Männer als Händler ein. Sie nahmen von der Nkamangaebene Besitz und führten ganz neue Kulturelemente ein, so: die zölibatären Priesterinnen („die Frauen Gottes“), die kultische Handlungen an einem Berg verrichteten; ein ausgebildetes Königtum mit Dauertitel; das Mitbestatten von Frauen und Männern in bestimmten Stellungen beim Tode des Königs; das eigentümliche, aus Dreizacken bestehende Eisengerät, das auf dem Grabe des Königs steht und die vaterrechtliche Thronfolge des Sohnes an Stelle des Schwestersonnes, wie bei den Autochthonen. Der Häuptling des fremden Volkes reiste durch das Land und begabte alle Familienhäuptlinge mit blauem Turbantuch. Später setzte er seine Gefährten als Distriktshäuptlinge ein. So entstand die *Nkamanga-Dynastie* und -herrschaft im Lande, die eine Zeit des Wohlstandes einleitete.

Wer diese seltsamen Händlerherrscher waren, ist nur schwer zu sagen. Araber selbst waren es wohl nicht. Jede Erinnerung an islamitische Dinge fehlt, und was aus ihrer Religion bekannt ist, spricht auch dagegen. Die Vermutung liegt nahe, daß wir hier einen jener letzten Ausläufer des rhodesischen oder süderlythrischen Völker- und Kulturstromes vor uns haben.

Auch die *Ngoni* gestalteten die Altkultur des Nordnyassalandes um, weil sie sich hier weitgehend sesshaft niederließen. Ihr Lobola, der hohe Brautpreis in Vieh, und die vaterrechtliche Vererbung mit dem Ältestensohnerbrecht bildeten die Tumbuka- und Nkamanga-Eheverhältnisse um. Das „Zulu-Affentum“ zeigt sich also auch hier soziologisch, während sich der Einfluß der gefürchteten Krieger sonst auf die Annahme ihres Kriegsschmuckes und der Bewaffnung beschränkte. Heute stehen nach Cullen-Young den 153 wirklich alten Clans des Tumbuka-Nkamanga-Landes 105 Clans der *Ngoni* gegenüber! Ein ethnisch natürlich folgenreiches Verhältnis. Allerdings bestehen die Angoniclans aus Mitgliedern fast aller auf der Wanderung berührten Stämme, von den Xosa und Sotho bis zu den Sukuma in Deutsch-Ost.

Wemba und Bisa sind Glieder einer Sprachengruppe, die auch noch Lamba und Lala einschließt. Die *Lamba* bilden den Abschluß unserer Provinz zu den den Südkongo beherrschenden Lubastämmen. Im Nordosten treffen die *Lamba* auf die *Ushi* im Luapulabogen, im Südosten die *Lala* (eng mit den *Lamba* verwandt). Im Süden ihres Gebietes wohnen in den Lukangasümpfen die Lenje sprechenden *Twa*, ein Sumpf- und Wildbeutervolk, das auf den schwimmenden Sudds der Sümpfe seine

Hütten baut und nur von Fischen und Wasserlilienwurzeln lebt. Diesem Volk entsprechen gleichartige, und gleichnamige ethnische Trümmer unter den Ila und Bisa, wie wir zum Teil schon sahen. Die *Lenje* oder *Bene-Mukuni* leiten zu den Ila über, den bald zu besprechenden Nachbarn, und im Nordwesten sitzt das südlichste Lubavolk der Kaonde.

Die Lamba sind ein friedliches, mutterrechtliches Volk, in exogame Clans mit einem nur formalen Totemismus eingeteilt. Unter der intensiven Pflanzerschicht lebt noch hartnäckig ein Jägertum weiter. In Religion und Mythos erinnert vieles an die benachbarten Ila: so der Hochgott Leza, der als Urahn Lucyale zur Erde kam und diese formte, wovon seine Fußspuren noch zu sehen sind. In ihrer Urstammythe wird ein Zusammenhang von Mutterrecht und Pflanzertum klar erkannt, denn es war die Schwester des aus Westen kommenden ersten Lamba, die mit ihrem Sohn Samen aller Art bei den benachbarten Luba stahl und so in dem nur von Wildbeutern bewohnten Land den Feldbau einführt. Also Schwester und Schwestersohn, die wichtigsten mutterrechtsverwandten Wesen, waren die Initiatoren des Feldbaues! Auch der Schädelkult ist wie in der ganzen Provinz und dem verwandten Südkongo lebendig.

Über kaum ein anderes Volk unserer Provinz sind wir so gut unterrichtet wie über die Ila, von dem Smith-Dale (The Ila-Speaking Peoples of Northern Rhodesia. London 1920) ein geschlossenes Lebensbild entwarfen. Sie bewohnen das weite, fruchtbare Steppenland am oberen Kafue. Mit den benachbarten *Tolela*, *Tonka*, *Lenje* und *Subiya* bilden sie eine besondere Gruppe der Sambesivölker. In den häufigen Sumpfländern nehmen sie geradezu etwas Nilotisches in ihrem Aussehen an. Die vielen Überschwemmungen zwingen zu besonderen Fischfang- und Jagdmethoden. Ihre Herkunft ist noch ziemlich dunkel. Sie kamen wohl aus Nordosten. Die extrem demokratische Clanverfassung entwickelte sich nie zu einem eigentlichen Führertum und zu Stammeshauptlingen, und so zerfleischten sich die Clans untereinander und wurden eine dauernde Beute der von kräftigen Hauptlingen geführten Nachbarvölker.

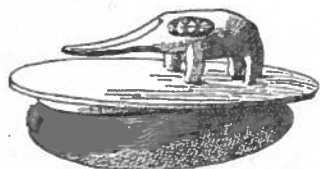


Abb. 72: Hölzerne Deckelschale mit Elefantfigur, Subiya; Mus. f. Völk., Berlin

Als im zweiten Rotseereich Lewanika seine Macht auch hierher ausdehnte, verstand er es durch Erziehung von Ilajungen an seinem Hof, die er später zurückschickte, eifrige Propagandisten für die Rotsesitten und die Staatssprache, das Kololo-Sotho, in Ilaland zu schaffen. Besonders die Nanzela oder Lumbu im Südosten waren das Einfallstor für diesen Kulturstrom.

In der Gesamtkultur bestehen deutliche Einflußzonen.

Am schärfsten weichen die Lumbu im Südwesten und die Mbala im Norden von den eigentlichen Ila kulturell ab. Jene haben Rotse-, diese Lubablut und -kultur erworben. Die Männer beider Stämme gingen nie



Abb. 73: Pfeifenkopf aus Ton, Ila; Mus. f. Völk., Berlin

nackt wie die Ila. Die Mbala besitzen viel mehr Kleinvieh und Tauben, ähnlich den Lunda-Luba, sie flechten Mädchen Perlen ins Haar, bauen Lubahäuser und pflanzen vor allem Sorghum. Die Lumbu hingegen bauen den aus Westen gebrachten Maniok neben Hirse an; sie sind vorzügliche Fellbearbeiter und nähen allein Fellmäntel, ein Erbgut der aus der Südost-Bantuprovinz stammenden Kololo. Hier findet sich auch ein Abklatsch des aristokratisch-höfischen Lebens der Rotse.

Die eigentliche Kultur der Ila zeigt einen deutlichen Kampf zwischen einer vaterrechtlichen Rinderhirtenkomponente nilotisch-hamitischer Art, die ganz ähnlich bei den Herero auftritt, und einem mutterrechtlichen Pflanzertum, wie wir das so oft haben in den Trockensteppen Afrikas.

Als Arbeitshypothese ist anzunehmen, daß jene Kern-Ila ursprünglich als Hirten von Nordosten in ein Pflanzervolkstum, das durch die anderen Stämme und Clans vertreten ist, einrückte, ohne aber eine Herrschaftsbildung und einen Schichtungsstaat zu bilden. Der Rasse nach ist aber die hamitoid-äthiopische Einwandererschicht noch deutlich neben dem groben Negerpflanzertyp zu verfolgen. Das Rinderhirtentum fällt etwas aus dem Rahmen unserer Provinz, ähnlich dem der Ambo. Es ist Relikt der Nord-Süd-Wanderung des Nilotentums. Dieser Hirtenkomponente sind zuzuzählen die nilotische Nacktheit und die gewaltige Hornperücke der Männer, das Einstecken einer Feder in das Haar, wenn ein Feind getötet wurde, natürlich die gesamte Rinderzucht mit allem Drum und Dran (so der Blut- und Sauermilchgenuß und die Kenntnis des Butterns in der Kalebasse), wohl auch das Fehlen der Plastik und des Menschenbildes und das Zusammenfließen des Regen-Gewitter-Gottes mit einem Urahnheros. Weiter scheint die trotz des Mutterrechts im Clan auffallend starke Autorität des Vaters in der Familie eine Folge des patriarchalen Rinderhirtentums zu sein, desgleichen auch der hohe Brautpreis in Vieh und die Kinderverlobungen. Das alles hängt ja eng zusammen. Dagegen steht die mutterrechtlich-pflanzerische Komponente mit dem gesamten exogamen Clansystem und Formaltotemismus, der demokratischen Verfassung des Stammes ohne Ansatz zum Großstaat. Auch die übergroße



Abb. 74: Ila mit Zieraxt und Hornfrisur (nach Smith-Dale)

sexuelle Freiheit, auch der Frau, vor und nach der Ehe mit dem Institut der gesetzlichen Liebhaber der Ehefrau, der Geldprostitution der Gattinnen usw. gehört hierher; desgleichen die ausgedehnte Mädchenweihe, die selbst die Knabenweihe beeinflusst, das Besitzrecht der Frau, das ihr sogar den Weg zur Häuptlingschaft öffnet, die Frauenfeldarbeit, die ihr die wirtschaftliche Macht gibt, und die zahlreichen Brüste- und Gebärschlangensymbole sind Zeugen der Kulturschicht der mutterrechtlich-pflanzerischen Westafrikaner. Das Vorkommen einer Art Buschmann, „revolvers“ und Jagdsitten (Niederrennen des Wildes; Versöhnungsriten für die getöteten Tiere) lassen die Frage nach der Anwesenheit der Steppenjägerskultur erheben.

Die altnigrische Kultur ist ebenfalls im starken Manismus, in den Ahnenbäumen, in der Wiedergeburtsidee, im religiös fundierten Schmiederberuf usw. greifbar auch in Teilen jener genannten nilotischen Merkmale, da das Nilotikum nur eine spezielle altnigrisch-hamitische Mischung darstellt.

Trat hier keine Herrschaftsschichtung durch das Einfallen Fremdvölkischer ein, so ist dies am oberen Sambesi beim *Rotse* um so mehr der Fall. Hier ist die Zone ungeschichteter mutterrechtlicher Pflanzer, zu denen im Süden und Osten die schmiedekundigen *Totela*, die *Subiya*, die *Toka-Tonga*, im Westen die *Mbunda*, im Norden die *Mboe* und *Nkoya* gehören, unterbrochen worden durch ein aus Norden herabkommendes Herrenvolk, die *Lui*. Über der bäuerlichen Clandemokratie wurde ein Feudalstaat errichtet. Die *Lui* kamen vor 200 bis 300 Jahren aus dem Nordwesten, vom *Kapombo*. Hier sitzen noch Verwandte von ihnen, die *Lukolui* oder *Lokwakwa*. Dieses Herrenvolk scheint stark osthamitisch bestimmt gewesen zu sein, denn vieles spricht dafür, daß es, wie heute, auch früher den Feldebau verachtete, sich in seinem männlichen Teil nur dem Vieh widmete und nur die Milch verwendete. Ihre Könige wurden von Gott mit einer der Frauen alter Zeit gezeugt, sind also Gottesabkömmlinge. Leider ist uns nur die Geschichte der letzten hundert Jahre des von den *Lui* geleiteten Reiches, das man nach der Überschwemmungslandschaft am oberen Sambesi *Rotse* nannte, bekannt. Diese Landschaft selbst bewohnen in der Hauptsache stammfremde Sklaven, und nur ein Drittel sind *Lui*. Rund um *Rotse* gruppieren sich die obengenannten tributären Stämme, die dem *Rotse* einverleibt wurden. Aus der Geschichte des *Rotse* ist vor allem 1840 der Einfall der *Kololo*, des schon oft genannten Sotho-Mischvolkes, unter *Sebitwane* zu nennen. Die alte *Lui*-Dynastie wurde abgesetzt. Erst 1864 brach der schon lange schwelende Aufstand aus. In einer Bartholomäusnacht wurden die über das ganze Land verstreuten *Kololo*-herrscher ermordet, und der siegreiche Führer der *Lui*, der grausame *Sepopa*, ergriff die Macht. Er behielt die Sprache der *Kololo* als Verkehrs- und Handelssprache bei, und noch heute

versteht man das *Sesotho*, hundert Jahre nach dem Einfall der Sudbantukrieger. Als der Despot gestürzt wurde, tobte ein langer Erbfolgekampf, und erst mit *Lewanikas* Regierungsantritt begann die friedliche Zeit. *Lewanika* führte das Volk in Kontakt mit der Zivilisation. Der Höhepunkt seines Lebens war der Besuch Englands und sein Empfang am Hofe bei der Krönung Eduards VII. Heute regiert sein Sohn *Yeta III.*, der seit seiner Jugendzeit überzeugter Christ ist.

In der Kultur der *Lui* streiten die osthamitischen und rhodesischen Kulturelemente miteinander, ähnlich wie wir bei den *Ila* das Ringen des osthamitischen oder besser nilotischen und des mutterrechtlichen Bantuelementes sahen. Die alte Kuppelhütte, die Leder- und Fellbekleidung, die Wertung des Viehs als höchstes Gut, die Kinderverlobungen und das Erb- und Nachfolgerecht des ältesten Sohnes, die Bestattung in der Kuhhaut und vieles andere ist wohl auf die hamitische Rinderhirtenkultur zurückzuführen. Dagegen ist die hohe Stellung der Schwester und Mutter des Königs, die Sonderresidenzen dieser Frauen, die sexuelle Freiheit der Prinzessinnen, die ganze zentrale Monarchie mit Beamtenhierarchie, die Königsrituale, besonderes Königsorchester mit der heiligen Sanduhrtrommel, die Idee vom Leichenwurm usw. auf das Konto der rhodesischen Herrenkultur zu schreiben. Daneben erfolgt auch die Auseinandersetzung mit der mutterrechtlich-pflanzerischen Unterworfenenschicht und ihrer Kultur. Sie hat ihren sinnfälligsten Ausdruck in der Parallelisierung von König mit Gott = Sonne und Königin und Gottesfrau = Mond erhalten. Die lunare-weibliche Hälfte vertritt das pflanzerisch-mutterrechtliche Element, die solar-männliche das viehzüchterisch-jägerische.



Abb. 75: Korb aus Wurzelfasern geflochten, mit Deckel, Rotse von Lealui; Mus. f. Völk., Berlin



Abb. 76: Löffel, Rotse; Mus. f. Völk., Berlin

Westlich der *Rotse* setzt sich der mutterrechtliche Feldebauernblock in Südafrika fort. Die *Mbunda* oder *Bunda* am *Kwando*, die dem *Rotse* tributär waren, gehören schon, wie die ebenfalls erwähnten *Nkoya*, *Mboe* und *Mbuela*, jenseits des Sambesi zu dieser Gruppe friedlich-passiver Völker. Es folgen die *Mbuela* in Südafrika (zwischen *Kwando* und *Kuvango*), die *Ngangela* zwischen oberem *Kwitu* und *Kuvango* und nördlich anschließend, südlich *Bihé*, die *Ngonyelu*, *Mbande* und *Luimbi*, das Fischer-Pflanzer-Volk am *Kwanza* und *Kwiva*. Sprachlich sind auch die *Nyemba* südlich von *Galange* hierherzurechnen, wenngleich sie

kulturell schon stark zu den beiden anderen, noch zu besprechenden Völkerblöcken in Südafrika, den Mbundu und Ambo, überleiten. Verwandte jener Luimbi sind ferner die von den Cokwe, dem von Norden herandrängenden Jäger-Pflanzervolk, auseinandergesprengten Lucase. Dieser ganze große, Südostangola erfüllende Block von mutterrechtlichen Pflanzern ist sicher schon seit sehr langer Zeit hier bodenständig. Die gepflegten Rundlingsdörfer, die von uralten Sykomoren umstanden sind, die Palisaden um Hütten und Dorf mit den Pendeltoren und die gepflegten Mais- und Sorghumfelder beweisen dies. Die alte Rindenstoffkleidung hat sich noch zum Teil gut erhalten. Aus dem Rindenstoff, dem Universalmittel, werden auch die Masken für die Knabeninitiation gefertigt. Auf dem demokratischen Regime mit der Ältesten- (Sekulu-) Herrschaft liegt nur noch ein schwacher Schimmer, den die glänzenden Monarchien und Reichsbildungen des Nordostens ausstrahlen.

Großvieh halten fast nur die Häuptlinge; maßgebend ist Ziege, Huhn und Schwein. Die Jagdkomponente ist teilweise noch sehr stark, vor allem bei Luimbi, Lucaze, Nkoya und Mbwela.

In der Religion treten Besessenheitsdämonen als echte Trabanten der Mutterrechtskultur auf. Die Ngangela unterscheiden zwischen den „vakulu“, den Geistern verstorbener Männer — denn Frauen werden nie zu Totengeistern —, und den „mahamba“, den dämonischen Flußgeistern, die bei Frauen Besessenheit hervorrufen und wieder nur von Frauen ausgetrieben werden müssen.



Abb. 77: Zopffrisur (ähnlich Masai), Ukuambi (Südwestafrika) (nach Proell)

Im Kuvangosumpfland am Caprivizipfel Südwestafrikas sitzen die *Mbukushu* oder *Mukusu*, die noch mit den Rotse sprachverwandt sind. Kulturell stehen sie den *Kwangari* im Westen, d. h. also der Ambogruppe, näher.

Ganz Südwestangola wird von Völkern bewohnt, die eine kulturelle und sprachliche Einheit bilden. Diese Völkergruppe greift auf das nördliche Südwestafrika über, wo ein Teil dieser *Amboslämme* wohnt (s. Taf. XI 1). Hier sind es in der sandigen, steinlosen Steppe, die von Wäldern und Laubbauminseln durchsetzt ist — der Charakterbaum ist die Fächerpalme —, die *Ndonga*, *Ukuambi*, *Ongandjera*, *Ukualuthi* und *Ombalantu*, zusammen etwa 93 000 Menschen. Dazu kommen noch 55 000 *Kwanyama*, wobei jedoch der Großteil dieses Unterstammes, der bis tief hinein in Angola, bis zum oberen Kunene wohnt, ähnlich den Zulu-Ngoni im Osten der Schrecken der Nachbarn ist. Ihnen verwandt sind die *Humbe*, *Eva Handa* und *Nyanyeka*; etwas weiter ab stehen die *Kwangari* am Kuvango, unbestimmt ist noch die Stellung der nomadischen *Ndombe* (Mundombe)

westlich des Gebirgsrandes des Planalto von Benguella, die schon Monteiro beschrieb, über die wir aber sonst fast nichts wissen, ebenso die nicht weniger unbekannten *Kwissu* und *Kwando*, alle auf demselben ariden

Küstenstreifen. Auch Buschmänner, die (Ova-) Kede von Kung- und Heikumherkunft, bewohnen Amboland zwischen Kunene und Kuvango. Als „Vasekel“ (das sind die *Mukasequere Serpa Pintos*!) streifen sie auch noch weiter östlich bis weit nach Norden.

Die gesamte Ambogruppe, einschließlich *Ndonga*, *Kwanyama*, *Nyanyeka* und *Humbe*, sind gleichmäßig Viehzüchter und Pflanzern. Insofern bilden sie, wie die *Ila*, einen Sonderfall der Provinz. Sie sind der echte und rechte Übergang von den *Herero* zu den *Mbundu*, und zwar nicht nur kulturell, sondern auch sprachlich. Hamitenum ist mit absoluter Sicherheit hier wirksam gewesen; die Physis — vor allem der *Kwanyama* — ist oft geradezu europäid.

Das Rinderhirtentum wird gekennzeichnet durch das absolute Dominieren von Leder- und Fellkleidung, der Spiralwulsttechnik in der Flechtereie, die gesamten Viehzuchtsitten, einschließlich der ausgiebigen Verwendung von Dickmilch und in Schwingkalebassen hergestellter Butter, die Viehraubzüge vor allem der *Kwanyama*, die Bestattung des Häuptlings im Viehkral usw. Das Pflanzertum ist mit dem



Abb. 78: Kwanyamamädchen mit „ocana“-Puppe (nach Delachaux)

Mutterrecht in den exogamen Clans, dem guten Getreideanbau, dem Besitzrecht der Frau, ausgebildeter Mädchenweihe, geringer und nur symbolischer Brautgabe, vor allem einer chthonischen Religion und den Besessenheitskulten gut charakterisiert. Eine Reihe von Elementen der rhodesischen Herrenkultur (so die Residenzen der weiblichen Regierungsmitglieder, das heilige Staatsfeuer usw.) lassen den Schluß zu, daß die Gründung des Reiches *Humbe* um 1590 der Ausstrahlungspunkt rhodesischer Kultur in ganz Südwestafrika war.

Die *Mbundu* (Ovimbundu), die das Hochland von Benguella bewohnen, sind durchaus nicht identisch mit den *Ambundu* weiter im Norden. Sie schließen sich südlich diesen an und haben mit den Landschaften *Bailundu*, *Andulu*, *Bihé*, *Huambo*, *Ganda*, *Galange* usw. ein recht stattliches Gebiet inne. Das früher kriegerische Element in diesen Völkern, die ethnisch sonst absolut zum mutterrechtlichen Pflanzertum des Bantu-Quergürtels gehören, ist sicherlich dem aus Süden, von den

Südwestbantu, den Ambo-Herero, hereinströmenden Viehzüchterstratum zuzusprechen. Die Viehzucht drängt ja, wie die Südostbantu und Teile der Ostbantu (z. B. Hehe) beweisen, oft genug zur Auflockerung des friedlichen Pflanzerslebens; es werden immer wieder Usurpatoren geboren, die sich an die Spitze von Kriegszügen stellen, die nichts anderes bezwecken als eine Erhöhung des Viehbestandes.

Ihr weiteres Charakteristikum, die Handelsliebe, ist noch immer nicht ausgestorben, obwohl der Handel mit Sklaven und Elfenbein aufgehört hat und damit auch die großen Kompagnongeschäfte in diesen Artikeln mit den Portugiesen, seitdem diese ihre Herrschaft im 17. Jahrhundert bis Bailundu und Kakonda vorgetragen haben. Bis Katanga zogen die Bielhändler, um Sklaven einzuhandeln.

Ihre Kultur stellt eine Synthese aus nördlichen und südlichen Elementen dar, und das entspricht der geschichtlichen Überlieferung von der Entstehung des markantesten Mbundureiches, nämlich Bihe. Die Bihe sollen nämlich aus der Mischung des Gefolges einer Prinzessin aus dem Lande Bamba am Luando im Norden mit dem eines Elefantenjägers aus Humbe in Südangola entstanden sein.

Von Südwesten her kommen die Lederkleidung in das alte Rindenstoffgebiet, die Volleisenspeere der Kwanyama, die Viehzucht und die Kenntnis des Butterns.

Eine alte Jägerkultur ist in der Existenz einer echten Jägerklasse mit eigenem Ritual erwiesen, und somit wird hier die jägerische Kultur unter den weiter östlich wohnenden Cokwe, Luimbi, Lucaze usw. nach Westen fortgesetzt.

Feldbau ist die wichtigste Wirtschaftsform und Mutterrecht die bestimmende Linie im Leben der Sippen, und die Macht des Mutterbruders, die nur kleine Brautgabe, die Brustdarstellungen, Masken und Mädchenweihen, die Besessenheitskulte u. ä. sind Zeugen, daß die Mbundu voll und ganz in unsere Provinz gehören.

Nördlich des eine Viehzucht noch ermöglichenden Pláinalto von Benguella sitzen in Tiefländern und Abfallandschaften des Kongo-beckenrandes die „*Ambundu*“, wie Chatelain, der beste Erforscher ihrer Sprache, sie nannte. Dazu gehören nördlich des Kwanzaflusses, der ihr Gebiet durchteilt, die *Dembo*, *Mbaka* oder *Ambaka* (ein stark europäisiertes Volk), die *Ngola* oder *Ndonga* im Hambabecken und natürlich die sehr bastardierte Bewohner von Loanda, der Hauptstadt Angolas. Östlich des Kwanza gehören die Völker *Bondo*, *Songo* und *Imbangala* hierher; sie leiten zu den Lunda-Cokwe und Kwangovölkern Nordostangolas über. Südlich des Kwanza haben wir schließlich die *Kisama*, *Libollo* und *Haku*. Die Kultur aller dieser Stämme wird am besten als in allen Teilen passendes Bindeglied zwischen den südlichen (Ovi-) Mbundu und den Cokwe-Lunda angesehen werden können. Allerdings sind stärkste

Einflüsse aus dem alten Königreich Kongo, das sich zeitweise bis knapp nördlich des Gebietes erstreckte, zu vermerken. Ganze Trupps von Loango-leuten sind als fahrende Handwerker, vor allem Schmiede, noch heute Ausbreiter der Kongokultur. Außerdem ist die europäische Akkulturation besonders längs des Kwanza sowie an der Küste, in Libollo und Ambaka besonders stark schon seit der frühen Portugiesenzeit. Der



Abb. 79: Tragkorb für Manlokknollen und -mehl, Cokwe (Angola) (nach Baumann)

Sklaven-, Wachs- und Gummihandel haben hier eine Einfallsporte europäischer Zivilisation geschaffen. Bezeichnend dafür ist, daß schon 1697 eine Grammatik der Ambundusprache (von Pedico Diaz) erschien. Die von Chatelain gesammelten Märchen zeigen uns den europäischen Einfluß ganz besonders drastisch.

Nordostangola bewohnen heute die *Cokwe* (Tjivokve, Badjok), in portugiesischer Schreibart Kioko. Aus ihrer früheren Heimat am oberen Kasai sind sie aufgebrochen, und als Jäger- und Waldpflanzervolk haben sie in systematischer Durchdringung alle Stämme, meist von Lunda-abstammung, im Westen des Kasai aufgesogen und verdrängt. Sie sind heute das bei weitem mächtigste und aktivste Volk Angolas. Ende des letzten Jahrhunderts haben sie das Lundareich des Myata-Yamvo zum Fallen gebracht und sich bis tief in den südlichen Kongo hinein ausgebreitet. Heute fressen sie sich in der eigentümlich sprunghaften Art bis tief in das Mbundu- und Ngangela-Mbuella-Gebiet ein. Gruppen sind schon in der Nähe der Ambo gesichtet worden. Ich selbst habe ein isoliertes Dorf bei Huambo im westlichen Mbunduland besucht, und im Norden berühren sie fast das Land der Kuba. Die alte Cokwekultur ist charakteristisch für unsere ganze Provinz: eine sehr starke Jägerkomponente und eine pflanzerisch-mutterrechtliche ringen um ihr Lebensrecht, und darüber ist ein Überzug rhodesischer Hochkultur, eine Folge der Besetzung wesentlich rhodesischen Landes, eben des Lundareiches.

Kulturrübersicht: Früher war wohl das ganze Gebiet ein Bereich der zylindrischen Kegeldachhütte. Dafür spricht auch, daß die Rundlings-siedlung meist auch bei eckigen Hüttengrundrissen erhalten ist. In Angola und an der Ostküste tritt aber die Mischform der viereckigen Hütte mit Pyramiden- oder Walmdach hinzu, und an der Nordwestgrenze der Provinz auch die rechteckige Giebedachhütte des nördlichen West-



Abb. 80: Nackenstütze, Luimbi (nach Baumann)

afrika. Im ariden Küstenstreifen von Huilla und Benguella tritt die Kuppelhütte der dortigen Nomaden hervor; dasselbe gilt für die alte Rotsehütte und die der nomadischen Tambo und Lambia in Nordostrhodesien. Überall bauen die Männer das Hausgerüst, die Frauen beschmieren die Wände mit Lehm.

Die Dörfer des ganzen Gebietes sind echte Pflanzerdörfer, sehr alt, teilweise mit uralten Feigenbäumen umstanden, fast immer aber mit einem Palisadengehege oder Euphorbienhecken. Bei den Cokwe fehlen in den neubetzten Gebieten diese Kennzeichen alter Sesshaftigkeit ganz, während sie in den

Kernländern besonders gut ausgeprägt sind. Der rhodesische Hochkultureinfluß bringt es bei den Rotse mit sich, daß die Anordnung der Hütten im Dorf dem sozialen Rang entspricht.

Das Material der *Kleidung* ist bei der Pflanzerschicht durchweg der aus Baumrinde gewalkte Stoff, der allerdings heute durch das europäische Material immer mehr in die sakrale Sphäre gedrängt wird. Die rhodesische Kultur brachte fast in die ganze Provinz die Weberei mit einheimischer, angebauter Baumwolle, die sich schon in der Südrhodesiaprovinz ankündigte, ja wohl von hier und der ostafrikanischen Küste ausging.

Felle verwenden hauptsächlich die mehr jägerischen Stämme der Cokwe, Lucaze usw. Die Lederkleidung beherrscht völlig den Südwesten der Provinz und zum Teil auch den oberen Sambesi (hamitisch?). Die Geschlechtsnacktheit der Männer bei den Ila und Bawe ist hamito- nilotisch. Ein charakteristischer Adelsschmuck ist die Pande-Brust- oder -Stirnscheibe, die die ganze Provinz von den Ambo bis zum unteren Sambesi und Tanganyika beherrscht (s. Abb. 21¹¹). Sie wird aus dem Boden der Conusmuschel verfertigt. Der Straußeneierschmuck der südafrikanischen Hirten und Jäger wird bis hinauf nach Nordangola verhandelt. Nach Battell kam er bis zu den kriegerischen Jacca am Kwango. Im Osten vor allem bei den Nyanja, Yao und Makua, ist der Glasperlenschmuck der Frauen besonders auffallend. Die Ostvölker der Provinz haben mit der Lippenscheibe (pelele) eine besonders eindrucksvolle Verunstaltung.

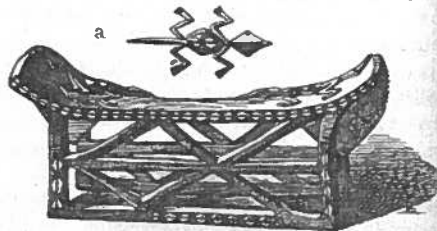


Abb. 81: Sitzschemel, Nyanja; Mus. f. Völk., Berlin (a Reliefformament auf Sitzfläche)

Wie schon oft betont, ist der *Feldbau*, und zwar der Hackbau, die Hauptwirtschaftsform im ganzen Gebiet. Zwar dominiert die westafrikanische Arbeitsteilung, derzufolge der Mann nur das Roden übernimmt,

aber es gibt auch Gegenden, so am Nyassa und in Südangola, wo der Mann aktiv in die Feldarbeit eingreift. Hauptanbaupflanze ist der Mais und Sorghum, dieser als ältere, jener als neuere Kultur. Als „masimporto“ wird der Mais schon um 1600 in Nordangola erwähnt. Maniok dringt im Nordwesten (Ambundu, Cokwe) und am Nordnyassa (Tonga, Siska) als Hauptkultur ein. Die Hacke hat überall den Keulensiel mit eingedorntem Blatt, in Südangola einen doppelten, gegabelten Griff.



Abb. 82: Matambwefrau mit Lippenflock (nach Weule)

Die Hacke ist ausschließlich in Händen der-Frau, und zwar so sehr, daß das Gerät als Tanz- und Kultobjekt der Frauen und in Zierform erscheint

(Rotse, Ila, Cokwe). Rein hölzerne Kniestielhacken verwenden noch die Bisa. Zum Worfeln dient einheitlich im ganzen Gebiet der flache Worfelkorb aus Stufengeflecht; neben Holzmörsern und Kornreibern aus Stein findet sich bei den Mbundu das Zerkleinern der Maiskörner auf gewachsenen Felsen und mit Holzhämmern. Bei den Ambo gibt es wie bei Venda in die Erde gelassene Mösergruben. So macht der Feldbau einen stark gefestigten Eindruck und ist wohl in der ganzen Provinz schon sehr alt.



Abb. 83: Luimbifrau mit Gabelstielhacke bei der Feldarbeit (nach Baumann)

Bemerkenswert ist die große Beachtung, die gerade das Weib in unserer Provinz in Gesellschaft, Kunst und Religion findet. Das dominierende Mutterrecht ist gut durchgebildet, wenn auch die Folgesitte der Matrilokalität im Westen meist fehlt. Wo das Mutterrecht nicht auftritt im Rahmen unserer Provinz, wie z. B. bei den Ngoni und Rotse, sind hamitisierte Einwanderer die Ursache. Wie überall, wo Mutterrecht das Familien- und Sippenleben bestimmt, fehlt der hohe Brautpreis, den wir in der vaterrechtlichen Südostprovinz kennenlernten. Es tritt die Übergabe einer symbolischen Gabe an seine Stelle. Dadurch wird aber das Familienband erheblich geschwächt; die Ehe wird brüchig, und nebeneheliche Verhältnisse sind üblich (wie Frauentausch bei den Ila und Yao, die Gastprostitution der Mbundu, die gesetzlichen Liebhaber der Ilafrauen usw.). Die auffallend



Abb. 84: Kwumatwifrau stampft Korn in einem Mörser, der in die Erde eingelassen ist

große Freiheit der Unverheirateten, besonders nach der Initiation, ist dem stark sexuellen Geist, der im ganzen Gebiet herrscht — vielleicht am stärksten bei den Ila —, zuzuschreiben. Die Initiation des Mädchens spielt eine große Rolle, sie übertrifft nicht selten die der Knaben an Bedeutung. Das „cisungu“ bei Wemba, Ila, Yao, das „efundula“ der Ambo (s. Abb. 10¹) usw. ist eine hochsexuelle Angelegenheit, die zugleich die Grundlage für die Fruchtbarkeit der Frau bedeutet. Nach der Initiation ist der Verkehr der Geschlechter erlaubt, auch wenn er Folgen haben sollte, während z. B. Ambo und Ila Kinder, die vor der Mädchenweihe

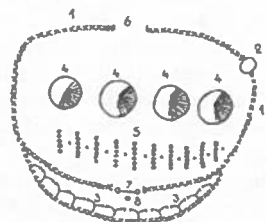


Abb. 85: Grundriß eines Buschlagers, Cokwe (nach Baumann)
1. Lagerzaun, 2. Lagerbaum, 3. Maskenhütten, 4. verschiedene Unterkünfte, 5. Schlafstellen für die Beschnittenen, 6. Eingang, 7. Heiliges Tor für Opfer, 8. Pfahl des Doktors

geboren werden, als Monstra ansehen. Bei den Wemba ist die Mädchenweihe zugleich die eigentliche Heiratszeremonie. Charakteristisch für das ganze Gebiet sind ferner die Anstrengungen, die Geschlechtsorgane für die Ehe vorzubereiten, daher die Exzision der Mädchen, die Beschneidung der Knaben — die absolut als generationsfördernd angesehen werden —, die Verlängerung (s. Taf. XII) der kleinen Labien, die Stärkung des Penis, die während der Weihen vorgenommen werden. Die Männerweihe der Cokwe und ihrer Nachbarn mit den Rindenstoff- und Holzmasken ist stark manistisch gefärbt, aber auch die solare Mythologie des Jägertums und die Buschtierdämologie spielen hinein. Die Mädchenweihe der Nyanja-Gruppe hat als heiligstes Mysterium die Ausdeutung von symbolischen Lehmfiguren, die wie die Geheimnisse der eleusinischen Feste enthüllt und gedeutet werden. Solche Verhältnisse machen die Jungfrauschaftwertung der Braut illusorisch. Das Recht der Brautwahl ist nicht wie bei den Vaterrechtlern beschränkt. Das Zeugungselement tritt besonders im Bilde des Weibes, ihrer Brüste oder der Geburtsschlange, die in ihrem Leib das Werden des Kindes veranlaßt, sinnfällig hervor



Abb. 86: Maske aus Bienenwachs geformt, Cokwe (nach Baumann)

(s. Abb. 9²). Das Frauenbild ist plastisch an Keulen, Äxten, Löffeln, Kämme, Stühlen, kurz überall zu entdecken (s. Abb. 9¹). Der Hofhofen der Cokwe ist wie der in Mashonaland als Weib gestaltet, der Blasebalg ist der Mann,



Abb. 87: Maske der Subiya; Mus. f. Völk., Berlin

die ganze Verhüttung des Eisens eine heilige Handlung und der Coitus (s. Abb. 10⁴ und 61). Um das Bild dieser ekstatisch-erotischen Welt des Mutterrechts, das uns an die Zustände im vorindogermanischen Mittelmeer, wie sie Bachofen uns erschloß, erinnert, zu vollenden, sei noch erwähnt, daß sowohl Ila als auch Yao den Inzest als Mittel zum Erwerb von magischen Mitteln und Hexenkraft ansehen.

In der Kunst unserer Provinz tritt im Gegensatz zur Südost-provinz die vollplastische Rundfigur zum erstenmal in Erscheinung. Zwar ist sie noch nicht so vollendet wie im Südkongo, dem wir im nächsten Abschnitt unsere Beachtung zuwenden wollen, aber sie ist doch schon vorhanden, wenigstens bei der Yao-Makua-Makonde-Gruppe (s. Taf. XIII), bei Wemba und Cokwe-Luena. Die Südgebiete, z. B. die Ambogruppe, verhalten sich dagegen noch reserviert, und besonders der kunsttötende Hamiteneinfluß der Provinz ist es, der den westafrikanischen Plastiktrieb nicht zur vollen Auswirkung kommen läßt. Dasselbe gilt für die Ausbreitung der Maske.

Die Religion ist dadurch gekennzeichnet, daß

erstens im ganzen Gebiet des Westens und Ostens chthonisch-manistische Hochgötter vorhanden sind, während das Zentrum von den mehr als Himmelswesen charakterisierten atmosphärischen Hochgöttern beherrscht wird. Es scheint, als ob in der Figur der Weltalten (Cokwe) oder Knochenalten (Ambo) und der Feldfrüchte bringenden Uralten (Lamba usw.) eine frühere weibliche Erdgottgestalt verborgen ist, die der westafrikanischen Feldbaukultur besonders adäquat ist.

Zweitens steht neben einem alles diffundierenden Ahnenkult und Kraftglauben (dem Wanga der Cokwe, der dynamistischen Kraft der Ila nach Smith-Dale) das animistische, gerade für mutterrechtliche Kultur-



Abb. 88: Holzmaske, Cokwe, „mwana-pwo“ (= Mädchen) (nach Baumann)

gebiete bezeichnende Phänomen der Besessenheit. Besonders Frauen werden gern das Gefäß für Dämonen und Ahnengeister. Der Prophetismus ist vor allem im Osten sehr lebendig. Überall treten verstärkt freie Natur-



Abb. 89: Ahnenbilder aus Ton (Vorfahrenpaar), Luena (nach Baumann)

geister neben den eigentlichen Ahnengeistern auf. Die Ila glauben an die Wiedergeburt der als Neutra angesehenen Totengeister in Menschen gleich welchen Geschlechts. Sie sind zugleich deren Schutzgeister. Totemismus ist im ganzen Gebiet nur schwach zu spüren und ist dann rein formal und sozial ohne religiösen Hintergrund: die Ila und Wemba, also gerade die Völker mit einer deutlichen Mischung vaterrechtlicher und mutterrechtlicher Elemente, haben Totemismus, aber auch die Ambovölker im Südwesten. Die Vorstellung vom *Leichenwurm*, der aus den Verwesungssäften entsteht und sich in der Folge in ein Raubtier verwandelt, ist im Zentrum unserer Provinz (bei Cokwe, Ila, Rotse), ähnlich wie in der nördlich benachbarten Südkongoprovinz und im Zwischenseengebiet, vertreten. Es ist ganz offenbar, daß es sich hier um ein Element rhodesischer Herrenkultur handelt, zumal die Verwandlung sich nur auf die Königsfamilie beschränkt. Dagegen ist die Vorstellung von dem einfachen Gestaltwandel, ohne Wurm-Made-Zwischenstadium, nach dem Tode, die „Cisanguke“-Idee, fast in der ganzen Provinz von Ost nach West anzutreffen.

Auch der *Schädelkult* ist auf die Verehrung der Schädel der Fürsten beschränkt (Mbundu, Cokwe usw.) und dürfte eine Ausstrahlung rhodesischer Kultur aus ihrem Brennpunkt im Südkongo sein. Die Verehrung des *heiligen Dorfbaumes* und der heiligen Haine in der ganzen Provinz geht wohl auf ältere Wurzeln zurück.

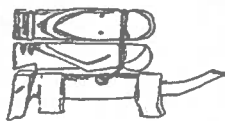


Abb. 90: Jagdbogenamulett, Cokwe (nach Baumann)



Abb. 91: Für kinderlose Frauen, Lunda, Ostangola (nach Baumann)

Zum Schluß sei noch auf den *starken jägerischen Einschlag* hingewiesen, der sich besonders in Angola und Nordrhodesia bemerkbar macht und sich in kompakten Jägerklassen mit eigenem, verzweigtem Ritual ausdrückt, in dem sich ein Tierkult und ein Ahnenkult aufs engste vermählt. Jägerahnen als Stammesführer sind in der Volkstradition überall nachzuweisen. Der gekerbte Reibestab als kultisches Musikinstrument ist allorts in den Händen der Jäger und ein Leitmotiv der Jägerkultur überhaupt. Dazu kommen bestimmte Ideen und Kultgeräte (z. B. Schwirrholtz) im Ritual der Männerweihe, Formen der Bienenhaltung usw. Es kann als sicher gelten, daß vor nicht allzu langer Zeit die Jägerkultur noch sehr lebendig war, worauf schon die Tatsache hinweist, daß die Cokwe von den ersten Reisenden als fast reine Jäger geschildert werden, während ich sie schon im Besitz gepflegter Pflanzungen antraf. Andererseits fand ich die westlichen Lunda heute in einer fast rein jägerischen Situation vor. Überall in Angola (Ambundu, [Ovi-] Mbundu, Luimbi, Cokwe) findet man die durch Steinhäufungen bezeichneten Steingräber großer Nimrode, die auffallend an die sog. „Gräber“ der Busch- und Jägerdämonen Heitsi-Eibib und Hise der Khoisan erinnern.

Über die Einflüsse *rhodesischer Herrenkultur* war oben schon die Rede gelegentlich der Stammeskizzen. Sie ist hier noch verhältnismäßig schwach, mit Ausnahme des Randgebietes der Südkongoprovinz, in der wir sie in Reinkultur antreffen werden. Die Cokwe, Luena, Rotse, Lamba und Wemba bilden die Türen zu diesem Areal, dem wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

8. Die Südkongoprovinz

Die Südkongoprovinz umschließt fast alle Stämme im südlichen Kongobecken, die selbst staatenbildend waren oder doch mit den Staatenbildungen, die für die Provinz charakteristisch sind, eng zusammenhängen. Die ethnischen Hauptpfeiler sind dabei die Vili-Kongo, die Lubastämme, die Lunda, die Kuba und die Kwilustämme, die eigentlich besser im Rahmen der Sambesiprovinz hätten behandelt werden müssen, da sie selbst nicht aktiv an der Staatenbildung teilnehmen; aber die enge kulturelle Verflochtenheit mit den anderen genannten Völkern hat die Zuordnung als berechtigt erscheinen lassen.

Überhaupt ist diese ganze Provinz in ihrer Grundkultur völlig identisch mit der des verlassenen Angola-Sambesi-Kreises. Der wesentliche Unterschied ist nur der, daß hier neben den westafrikanisch-jägerisch-nigritischen Grundelementen der *rhodesische Herrenkulturkreis* *weil stärker* in Erscheinung tritt. Von ihm, der seinen Ausgang wohl in Südrhodesien nahm, geht der gewaltige Antrieb zur Bildung ganz gleichartiger Staaten aus. Bei der Aufzählung der Mischungskomponenten

I. Das abflußlose Gebiet

Betrachten wir nun einmal die *erste Gruppe, die Stämme des abflußlosen Gebietes!*

Das hamitisch-äthiopische Blut, das den Bantustämmen am Rand der Masaisteppe zufließt, stammt nicht wie im Zwischenseengebiet von der Tussi-Hima-Welle her, sondern vom Einbruch der sogenannten Hamitoniloten, an der Spitze die Masai, ins Bantugebiet unseres ehemaligen Deutsch-Ostafrika. Diese Kontaktzone ist ethnographisch von höchstem Interesse. Es ist ein Schwemmgürtel zertrümmerter und teilweise recht alter Völkerelemente, denen die aus Norden vorstürmenden Masai den Lebensraum nahmen und die aus der Steppe nach Süden in die Arme der pflanzerischen Bantu gedrängt wurden. Dahin gehören vor allem die Schnalzsprachen verwendenden Sandawe und Kindiga, die älteste Schicht, die besonders mit den Kindiga die Steppenjägerskultur gut repräsentiert; ihnen sind die nur oberflächlich hamitisierten Ndorobo, ein altes Jägervolk unter den Masai, anzureihen; ferner eine althamitische Schicht mit den Fiomi, Wassi, Burungi und Iraku und schließlich, teils durch diese Stämme, teils durch die jüngeren Masai und Tatoga hamitisierten Bantu: die Irangi, Mbugwe, Iramba, Issansu, Nyaturu. Eigentlich können nur diese Stämme als Bantu-Hamiten gelten. Da wir aber ethnographische Provinzen betrachten und nicht sprachlich homogene Völkergruppen, so müssen auch die ältere Hamitenwelle und die Jägergruppen eingeschlossen werden, denn die Kultur dieser Völker, außer den Kindiga, ist ziemlich einheitlich.

Das interessanteste Volk der Provinz sind die zwischen Iraku und Usukuma streifenden *Kindiga* oder *Hadzapi*, wie sie sich selbst nennen. Sie werden von den Issansu stark beeinflusst und nehmen auch die Beschneidung von ihnen an. Der Rasse nach sind Spuren sowohl buschmännischer als auch pygmäischer Art bei ihnen zu entdecken, obwohl sie auch anthropologisch oft mit jenen Bantugruppen zusammengeworfen werden. Sie sind größer als die Vertreter beider und auch dunkel negrid. Dagogen zeigen sie das Pfefferkornhaar der Buschmänner. Neuerliche Beobachtungen und Photos von Kohl-Larsen beweisen schlagkräftig den khoisanischen Rassenanteil der Kindiga. Sprachlich aber weisen sie mit zahlreichen Schnalzlauten eine noch stärkere Annäherung an die Khoisan-Völker auf, und vor allem enthält ihre Kultur so viel buschmännische Bestandteile, daß wir an einer Verwandtschaft mit den südafrikanischen Steppenjägern nicht zweifeln dürfen. Die Kindiga sind noch reine Jäger und Sammler, vor allem Püschjäger, die das Fallenstellen verachten und sogar schon den Kindern verbieten. Ihr wildbeuterischer Wirtschaftsstil ähnelt in vielem überraschend dem der Buschmänner. Schon, daß sie eine ähnliche Steppe mit Dornbuschcharakter bewohnen, schafft naturbedingte Ähnlichkeiten. Aber auch außer diesen Dingen, die man als in gleicher Umwelt entstanden, mit Konvergenz erklären könnte, findet man zahlreiche tiefergehende Parallelen zwischen Buschmännern und Kindiga (Hirschberg). So die ganz gleichartige Frauenkleidung. Merkmale an den Pfeilen (Tangential-

fiederung, Befestigung und dreieckige Form der Spitze), das Fehlen der Beschneidung in alter Zeit, der Mangel an Musikinstrumenten und der Töpferei, die Windschirmbehäusungen usw. Lederringe am Oberarm und Bogen sichern Jagdglück. Der Kürbis und die halbierte Baobabfrucht ersetzen noch völlig Holzgefäße. Steinerne Tabakpfeifen (Zylinder) wie bei den Buschmännern gibt es, Zahn- und Lippenverunstaltungen fehlen wie bei diesen. Früher war sogar wie bei den Buschmännern vermutlich Männernacktheit üblich. Die einzigen Techniken sind die Lederarbeiten — einfaches, mechanisches Bearbeiten der Felle — und die Herstellung von Bogen und Pfeil, die auch das wertvollste vererbte Gut darstellte, und Tabakrauchzylinder der Männer. Die Jagdschar aus zwei bis drei Familien mit dem Lagerältesten ist die höchste politische Organisation. Freie Brautwahl, geringe Brautgabe, Festigkeit der Ehe usw., das alles deutet auf die verhältnismäßig unkomplizierte Familienverfassung, die ähnlich der der Buschmänner sein dürfte. In der Religion fällt die Verehrung der Sonne, die mit dem Hochgott identisch ist, auf. Die afrikanischen Jägerreligionen zeigen alle eine Tendenz zum Solarkult.

Wohl nur Teile der Kindiga sind die von einigen Forschern (Werther, Obst, Oehler u. a.) namhaft gemachten Wanage und Wahi westlich des Nyarasasees.

Eine starke Jägerkomponente weisen auch die *Sandawe* auf. Sie wohnen im Bezirk Kilimatinde (20 000 Menschen). Anthropologisch können sowohl khoisanide als auch negride und äthiopische Typen festgestellt werden, und diese Mischung entspricht auch der Kulturencombination. Die Sprache zeigt mit dem Hottentottischen viel Verwandtes; sie hat Schnalzlauten wie diese. Dempwolff vermutet in den Sandawe ein Mischvolk aus einer buschmannähnlichen Urbevölkerung und hamitischen Einwanderern, zu dem noch negrides Blut von Bantu in jüngerer Zeit hinzutritt. Ihre Tradition spricht davon, daß sie früher viel weiter nordöstlich saßen — vielleicht nahe den Kindiga — und durch Turu in ihre jetzige Heimat zogen. Sie dürften erst in relativ junger Zeit von der Jagd zum Hackbau mit kombinierter Viehzucht übergegangen sein. Sogar Mistdüngung ist bekannt, eine bei Afrikanern seltene Erfindung. Unter den Waffen weisen die Schleuder und die Harpunenpfeile (wie bei Kindiga) auf die Jagdkultur, Stockschilde, Bogenform (aufgebogene Enden!) und Speer auf die Bantu-Nachbarn. Ähnlich verhält es sich mit einem guten Teil des anderen Gerätes.

Abb. 180
(a—g):
Issansu-
pfeile (n. v.
Werther,
von
Luschan)

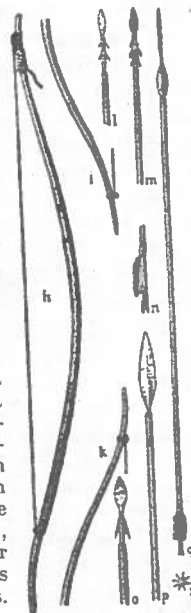


Abb. 180 (h—r):
Bogen und Pfeile der
Sandawe, h, k: Bogen-
enden, l—r: Pfeile
(n. Werther-Luschan)

Auch die Religion ist stark manistisch orientiert, und die Mythe vom Ursprung der Menschen aus dem Baum, die der Ahnherr Matunda hervorrief, zeigt den altnigritischen Einschlag, ebenso die Zusammenhänge zwischen Regen- hauptlingen und schwarzen Tieropfern.

Neben diesen etwas abseits stehenden Stämmen haben wir noch eine Gruppe von Völkern mit Bantusprachen und eine andere mit reinen Hamitensprachen. Die Bantu sind: *Irangi*, *Mbugwe*, *Iramba*, *Issansu* und *Nyaturu*. Die Hamiten werden repräsentiert durch die *Fiomi* und ihre Verwandten *Wassi*, *Burungi* und *Iraku*; sie gehören einer älteren Hamitenweile an als die in einer anderen Kulturprovinz zu besprechenden Masai, Ndorobo und Tatoga, die jüngere Ankömmlinge sind. Alle diese Stämme aber haben eine verhältnismäßig einheitliche Kultur und auch rassisch die gleichen Grundlagen. Sowohl Bantu als auch Hamiten bestehen rassisch ziemlich gleichmäßig aus negriden und äthiopischen Bestandteilen; unter den Bantu ist das äthiopische Element am stärksten bei den Nyaturu.

Bei allen diesen Bantu und Hamiten des abflußlosen Gebietes spielt heute trotz beigeordneter Großviehzucht der *Feldbau* die ausschlaggebende Rolle. Die Nyaturu haben sich als ehemalige Bantupflanzer mehr dem hamitischen Viehzuchtbetrieb zugekehrt, und die ehemals hamitischen *Fiomi* entgegengesetzt mehr dem Bodenbau, mit dessen Produkten sie die ganze Nachbarschaft versorgen. Die Jagd gewinnt im Schweifgebiet der Kindiga an Bedeutung. Überall ist die *Tembe* (s. oben, S. 194) das *Wohnhaus* (Taf. XX, 2), sie ist teilweise ganz (z. B. Iraku) in die Erde versenkt, und ihr flaches Dach ist dann dem Erdboden gleich, sie ist zum mindesten halb unterirdisch und mit Gängen und Schutzhöhlen kombiniert. Ganz *Ufiomi* ist unterminiert. Nur die Kindigajäger haben ihre primitiven Wohnungen, und die Sandawe benutzen nur im Norden die *Tembe*, im Süden ihre alte Bienenkorbbütte. Die *Kleidung* besteht überall aus Fell und Leder. Auffallend sind die siebartig durchlocherten Ziegenfellmäntel der *Fiomi* und *Mbugwe*, die wie Spitzen aussehen. Das Sitzleder der Männer (*Issansu*, *Iramba*) ist sicher hamitisch. Die Nyaturu und *Issansu* gingen wie die Kindiga nackt; der nilotische Einschlag ist bei ihnen ja nicht unbedeutend. Bei den Hamiten sind beide Geschlechter beschnitten; dasselbe gilt für die Hamitoniloten und die hamitisch besonders stark beeinflussten Gebiete, während die mehr altnigritisch geliebten *Iramba* und *Issansu* nur die Männerbeschnidung kennen. Reche vermutet bei der Allgemeinheit der Verbreitung der Operation hamitische Einwirkung.

Auffallend ist, daß überall — mit Ausnahme von den auch neben den *Iramba* allein den Holzgefäßblasebalg benutzenden *Irangi* — die Eisenverhüttung fehlt und daß das Roheisen überall aus Unyamwezi eingeführt wird. Die Schmiedekunst ist, wie das Vorwiegen des rezenten



Abb. 182: Kopfsputz, Turu (n. v. Werther)



Abb. 181: Unterirdischer Schutzraum unter einer *Fiomi*-*Tembe* (n. O. Baumann)

Schlauchblasebalgs und das häufige Auftreten von Holzhacken beweist, überhaupt noch sehr jung und unentwickelt im abflußlosen Gebiet.

Unter den *Waffen* ist das Auftreten eines wohl hamitischen Bogengerätes mit zurückgebogenen Enden zu erwähnen (*Sandawe*, *Turu*, *Iramba*), ferner neben den genannten alten Pfeiltypen der Kindiga-Sandawe, die nilotischen Stockschilde und Knüppelkeulen. Bezeichnend ist die weitgehende Anlehnung an die Masaiabewaffnung und -kleidung, das Masaiäffentum.

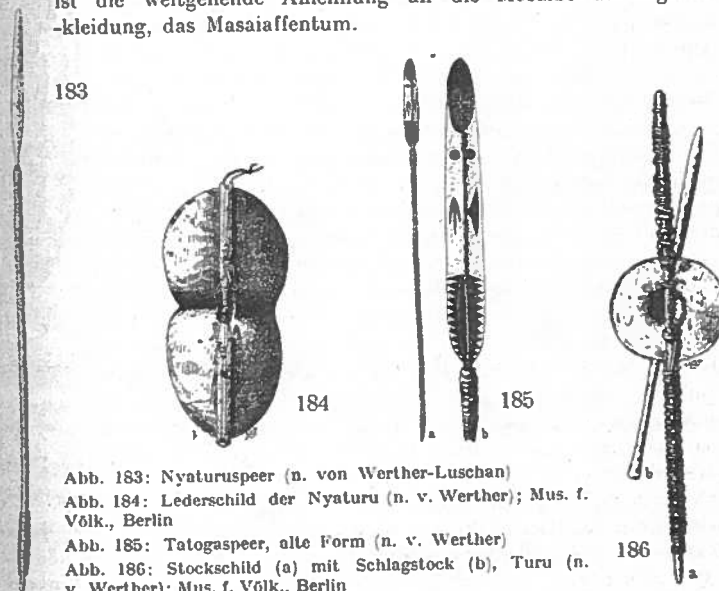


Abb. 183: Nyaturuspeer (n. von Werther-Luschan)

Abb. 184: Lederschild der Nyaturu (n. v. Werther); Mus. f. Völk., Berlin

Abb. 185: Tatogaspeer, alte Form (n. v. Werther)

Abb. 186: Stockschild (a) mit Schlagstock (b), Turu (n. v. Werther); Mus. f. Völk., Berlin

Reche versucht die *Einwanderungswellen* festzustellen. Er sieht in Kindiga und Sandawe die Urbevölkerung wildbeuterischer Art. Die Bienenkorbbütten, Windschirme, die Jagdwaffen und Jagdgebräuche, die Sprache und vieles andere — wie wir u. a. noch hinzufügen können, auch die Sonnengötter und Solarkulte — gehören dieser Schicht an. Die Bantu brachten dann Hackbau und fast alle jetzt angebauten Feldfrüchte, die Bierbereitung, die Kleinviehzucht, die Frauentöpferei, Kegeldachhütte, Gefäßblasebalg, Felltrommel, Blashorn aus Holz und den Stockschild. Tatsächlich fällt auf, daß wir die meisten dieser Kulturgüter innerhalb unserer altnigritischen Kultur, die ja auch eine Pflanzerkultur ist, ebenfalls zusammen antreffen. Und wenn wir sehen, daß auch die vaterrechtliche Sippe und die manistisch-chthonische Mythik und Religion überwiegen, so wissen wir, daß tatsächlich die Bantu unserer Provinz in

erhöhtem Maße, ähnlich wie in der Rukwaprovinz, die Träger der alt-nigritischen Elemente sind.

Reche unterscheidet drei Hamitenwellen. Mit der ersten Welle kamen die *Fiomi*. Sie sollen den Fellschild, den Bogentypus mit Wickelbeschnung und tierischer Sehne, den Speer mit eingedornter Spitze, die Beschneidung und den Perlgürtel mit Lederquerriegel gebracht haben, alles Kulturzüge, die auch in Südafrika erscheinen und dorthin wohl von Trägern dieser ältesten Hamitenwelle gebracht wurden. Daß Reche die Jägerelemente Sonnenkult und Schleuder hierherrechnet, muß abgelehnt werden, ebenso daß er erst der mittleren Hamitenwelle die Großviehzucht zuspricht und die Lederkleidung, den Gesäßschurz und die Spiralwulstflechtereie, alles Dinge, die von den Kulturgütern der ersten Welle nicht zu trennen sind. Diese mittlere Welle, die wir zu substanzlos finden (das Schlauchgebläse hängt sicher mit einer jüngeren orientalischen Welle zusammen), soll durch die *Tatoga* noch vertreten sein. Die letzte Hamitenwelle wird durch die *Masai* repräsentiert, deren Einfluß er wohl allerdings wieder zu gering einschätzt. Wir können zusammenfassend sagen, daß wir eine ältere, rein hamitische Einwanderung (*Fiomi*) und eine nachfolgende hamitonilotische (*Masai*) feststellen können, wobei aber zu betonen ist, daß jenes reine Hamitentum nur mehr in der Sprache klar zum Ausdruck kommt.

Anschließend an den eben genannten Kreis von Völkern müssen die *Gogo* genannt werden und die verwandten *Kaguru*, beides kulturell ebenfalls hamitisierte Bantu. Die *Gogo*, obwohl in noch höherem Maße als die genannten Stämme, „*Masai-Affen*“, schließen sich absolut an diese an. Unter ihnen wohnt noch der kleine hamitische Volkssplitter der *Ngomwia*.

II. Die Nordost-Bantu

Die andere Hälfte unserer Bantu-Hamiten-Provinz umfaßt vier größere Gruppen, die allerdings alle untereinander eng zusammenhängen. Auch sie haben wie die Stämme des abflußlosen Gebietes das Gemeinsame, daß einem nigritischen Fundament eine ältere hamitische Schicht über-

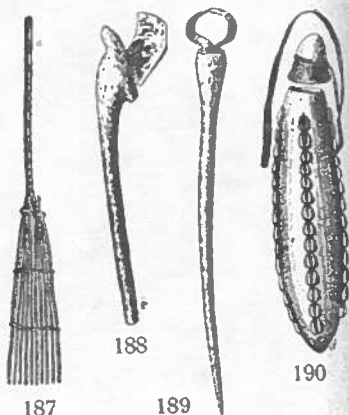


Abb. 187: Getreidehalmrechen, Sandawe (n. v. Werther); Mus. f. Völk., Berlin
Abb. 188: Beil, Sandawe (n. v. Werther)
Abb. 189: Gerät zum Aushöhlen der Gefäße, Sandawe (n. v. Werther)
Abb. 190: Milchkalebasse, Mbugwe; Mus. f. Völk., Berlin

lagert ist, und daß eine rezente, allerdings meist nur auf Äußerliches beschränkte Mischung mit dem hamito-nilotischen Masaelement einen Überzug abgibt. Hier fehlt jedoch überall die Tembe, und das Kegeldachhaus herrscht vor. Der Feldbau erhält durch ausgiebige Bananenkultur, besonders in den mehr niederschlagreichen Landschaften, ebenfalls ein eigenes Gepräge. Andererseits sind — wenigstens bei einigen dieser Völker — auch wieder der Solarkult und andere mythisch-religiöse Ideen wie im abflußlosen Gebiet anzutreffen.

Die vier Gruppen sind:

1. Die *Djaga* und *Pare* am Kilimandjaro und im Paregebiet. Die *Mbugu* in West-Usambara stehen etwas abseits. Die *Djaga* sind für uns Deutsche von besonderer Wichtigkeit — ähnlich wie die *Pare*. — Die 100 000 Menschen sind in 38 selbständigen Staaten gegliedert, die heftige Kriege untereinander führten; erst in den letzten Jahrhunderten wanderten sie ein. Die *Mbugu* sind ein kleines Splittervolk, das in Physis und Kultur (die Großviehzucht dominiert) fraglos hamitischen Ursprung zeigt, andererseits nach der Meinung einiger Linguisten ein sprachliches Unikum ist, denn ihr Idiom soll eine Exklave sudanischer Mundarten sein.
2. Die *Digo-Nika*-Gruppe im Küstenhochland zwischen Usambara und dem unteren Sabakifluß in Britisch-Ostafrika. Ihnen sind auch die *Giryama*, „*Warabai*“ und „*Waduruma*“ anzuschließen.
3. Die *Pokomo* und *Theraka* am Tanafluß, jene am unteren, diese am oberen Flußlauf, wohin sie von den *Kamba* aus dem Südosten verdrängt wurden.
4. Die *Kamba* und *Kikuyu*. Die *Kamba* wohnen zwischen Kenia und dem Kilimandjaro; ihnen müssen als südlichster Zweig die *Teita* angeschlossen werden. Die *Kikuyu* siedeln zwischen Nairobi bis zum Kenia. Einige kleinere Stämme um den Kenia (u. a. die *Cuka*) schließen sich an.

Die Kultur der Bantuhamitengruppe im ganzen gesehen zeigt, wie unser Name schon besagt, eine intensive Durchdringung alter nigritisch-westafrikanischer Bantuelemente mit osthemitischem Gut. Das Osthamitentum rührt sowohl von der hypothetisch älteren Welle als auch von der rezenten Masaiintrusion, die auch Nilotisches mitschleppte, her.

Vor allem weist Kleidung, Schmuck und Bewaffnung, mit denen man sich dem achtungsgebietenden Rinderhirtenvolk der Masai steppe äußerlich anzugleichen versucht, besonders viel Masaiisches auf. Aber auch tief hinein in das Geistesleben dieser nordöstlichen Bantu dringt der hamitonilotische Kulturstrom. Außerdem gerät die an sich schon durch Hamiten, Galla und Somali bedrängte und auseinandergerissene Gruppe teilweise in den Bereich einer jünger-orientalischen Küstenkultur mit indisch-arabisch-persischen Zügen.

Neben der jung eingeführten Masaitracht finden wir auch ältere hamitische Kleidung in der Ledertracht der Frau, im Sitzleder des Mannes, und die frühere völlige Nacktheit der *Djaga*- und *Kambamänner* ist viel-

leicht sogar altnigritisch zu werten. Dasselbe gilt für die Rindenfaserschnurschürzen der Theraka.

An Zahndeformationen dringt natürlich die hamitonilotische Sitte des Ausbrechens von zwei unteren Schneidezähnen und das Vorbiegen der oberen im ganzen Gebiet durch, während mit den Bantu im Süden die Lückenausplitterung der Schneidezähne zusammenhängt. Pare und Kamba spitzen sich die Zähne zu, nach westafrikanischer Sitte. Bemerkenswert ist der Brauch der Kamba, die leicht brechenden deformierten Zähne durch künstliche aus Ziegen- oder Hartbeestknochen zu ersetzen. Überall sehen wir unter dem Einfluß der Masai den reichen Schmuck in den durchlochten und gewaltig ausgezogenen Ohrlappen.

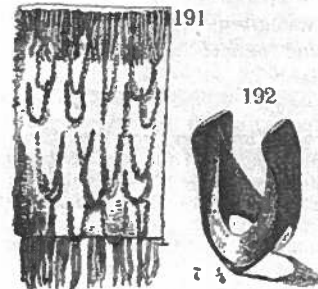


Abb. 191: Schamläppchen, Djaga; Mus. f. Völk., Berlin

Abb. 192: Armspange, Kikuyu (n. v. Luschan); Mus. f. Völk., Berlin

Die Bewaffnung ist überall in der Hauptsache den Masai entlehnt, so die gewaltigen Speere mit den großen Speerschulen und getüllten Blättern und dem kleinen Holzschaft, das unten verbreiterte Schwert in der Lederscheide und der Kriegsschmuck mit den Fellkränzen um Gesicht und Waden sowie der ovale Hautschild mit Stabgriff und aufgemalten Ornamenten. Die Giryama kennen allerdings daneben noch den altnigritischen Pariestock, und die Kamba-Kikuyu bilden das Zentrum eines alten intensiven Bogenvorkommens, das der Hirtenspeer noch nicht zerstören konnte (Wickelbeschnung, geflochtene Tiersehne oder Darmsaite).

Im Hausbau herrscht die zylindrische Kegeldachhütte vor; bei den Djaga reicht das Dach bis zur Erde.

Die Wirtschaftsform ist der übliche Pflanzbau mit Kleinviehzucht, neben den in den stärker hamitisierten Gebieten noch die Großviehzucht tritt. Bei Pare und Djaga steht der Pflanzbau besonders hoch. Hier gibt es künstliche Bewässerung durch Kanäle, Staudämme und Wehre, stellenweise sogar Terrassierung in den Bergstrecken. Der altnigritische Typus des Bodenbaus, der den Grabstock oder das Pflanzscheit der Hacke vorzieht; ist am stärksten noch bei den Kikuyu, Theraka u. a. Auch alte Holzhacken sieht man. Die Kamba verachteten früher Eisen beim Feldbau, weil sie fürchteten, daß sonst der Regen ausbliebe. Die Männer arbeiten noch ganz altnigritisch bei Kikuyu, Pare, Pokonfo und Djaga auf den Feldern mit, während die Kamba, Theraka und Nika den Frauen den

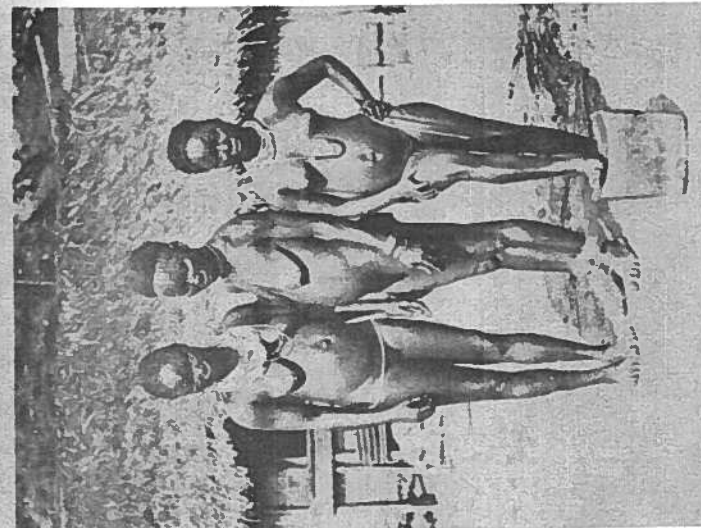


Abb. 193: Männerstuhl, Kamba (n. Lindblom)

NORDKONGO



2. Mobalimann mit Strohhut und Rindenstoffschürze. Leibnarsung, Avakubigibel, Iturwald (Photo Czekanowski, Museum für Völkerkunde Berlin)



1. Poliofrauen vom mittleren Kongo. Gesichtsnarben, Redlackhüllen (Photo im Museum für Völkerkunde Berlin)

III. HAMITO-SEMITISCHE SPRACHEN

1. Hamitische Sprachen

Sie zerfallen in zwei Hauptgruppen, das Berber oder die libysche Gruppe in Nordafrika und das Kuschitische in Nordostafrika.

a) Das Berber oder Libysche

Berbersprachen werden in Nordafrika von der Küste des Atlantischen Ozeans bis Tripolitaniens und in der Sahara, im ganzen von sechs bis sieben Millionen Menschen gesprochen.

Eine verbreitete Selbstbenennung der Berber ist Amazigh, pl. Imazighen, die Sprache heißt Tamazicht. Der Name kommt schon, z. B. als Maxyes (Mazikes), im klassischen Altertum vor. Er hat mundartlich wechselnde Formen, so nennen die Tuareg sich Imushag oder Imuhag, ihre Sprache Tamashag (Tamashek) oder Tamahag.

Die bekannteren Sprachen, Dialekte oder Dialektgruppen des Berber sind von Westen nach Osten: 1. Zenaga in Mauretanien; 2. Shilh in Südmarokko (den Namen Shilh nehmen auch andere Berber-Gruppen z. B. in Südtunesien in Anspruch); 3. Rifdialekte in Nordmarokko; 4. Algerische Dialekte, manchmal zusammengefaßt unter dem Namen Zanata, Jannat; 5. Kabylische Dialekte im östlichen Algerien, 6. Dialekte im Aurèsgebirge und seiner Umgebung, Shawia; 7. Dialekte in Südtunesien und Tripolitaniens (Gebel Gharian und Gebel Nefusa); 8. Dialekte der östlichen Oasen (Shiwa, Ghadames, Sokna, Aujila, Temissa); 9. Tuareg in der südlichen Sahara; 10. gewisse Elemente des Berber finden sich in Sprachresten der ehemaligen Bevölkerung der Kanarischen Inseln (Guanchen).

b) Das Kuschitische

Stämme mit kuschitischen Sprachen bewohnen von Assuan an südlich das Land zwischen Rotem Meer und Nil, Teile Abessinien und das Osthorn. 1. Bedja, ihre Sprache heißt Bedaue; sie waren im Altertum die unmittelbaren Nachbarn der Ägypter. Hauptgruppen der Bedja (und Hauptdialekte des Bedaue) sind die Ababde im Norden, die Hadendoa in der Mitte und die Halenga im Süden. 2. Saho-Afar, zwei Dialekte der

gleichen Sprache; die Saho in Eritrea, Massaua und Umgebung, die Afar (auch Dankali pl. Danaakil) südlich davon. 3. Agau ist der Gesamtname der Hamiten in Abessinien; die wichtigsten Einheiten sind Bilin, Chamir, Kwara, Sidama. Sidama ist wieder Sammelname für eine Reihe von Einzelsprachen oder Dialekten (Gonga [Kaffa] Gudela). 4. Somali im Osthorn. 5. Galla im südlichen Abessinien; die Galla nennen sich Oromo.

Zum Verwandtenkreis des Hamitischen gehört auch das Altägyptische.

c) Anhang: Splittersprachen in Ostafrika¹⁾

Die folgenden Sprachen in Ostafrika sind nach ihrer Zugehörigkeit noch nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen, sie werden deshalb gesondert aufgeführt.

1. Kindiga (Hadza) und Wahi (Nugu, Nege), im abflußlosen Gebiet im nördlichen Deutsch-Ostafrika.

Die Wortstämme sind vorwiegend zweisilbig. Tonhöhen sind nicht nachgewiesen, dagegen dynamischer Akzent. Das grammatische Genus wird am Substantiv und Adjektiv durch Suffixe gekennzeichnet. Es wird inklusiver und exklusiver Plural unterschieden. Der Genetiv folgt dem regierenden Nomen. Wortstellung ist Subjekt Prädikat Objekt. Charakteristische Laute sind Laterale und Schnalze. Kindiga hat gewisse Bildungselemente mit dem Sandawe gemeinsam.

2. Iraku-Gruppe: Iraku, Fiome, Uasi, Burungi, Ngomvia.

Grammatische Tonbewegung ist von großer Bedeutung, etymologische Töne scheinen nicht vorhanden zu sein. Grammatisches Genus ist vorhanden. Der Genetiv folgt dem regierenden Nomen. Charakteristische Laute sind ein laterales *t* und ejektives *ts*. (Die Ausführungen beziehen sich auf Iraku, Fiome und Burungi; Uasi und Ngomvia haben aber wahrscheinlich gleiche oder ähnliche Merkmale.) Die Iraku-Gruppe scheint ihre nächsten Verwandten in Galla-ähnlichen Sprachen zu haben.

3. Datoga (Tatoga, Taturu, Mangati).

Die Wortstämme sind vorwiegend zweisilbig mit vokalischem Auslaut. Grammatische Tonbewegung ist bedeutungsvoll, etymologische Töne scheinen zu fehlen. Die Sprache hat kein grammatisches Genus, aber Reste einer nominalen Klasseneinteilung. Der Genetiv folgt dem regierenden Nomen.

Dem Ndorobo steht das Datoga sehr nahe; mit dem Nandi ist es offensichtlich verwandt. Die Beziehung zur Bari-Masai-Gruppe ist dagegen sehr lose.

4. Ndorobo vgl. unter 3.

¹⁾ Die Angaben beruhen auf Mitteilungen von Dr. Berger.

5. Sandawe.

Es hat Schnalzlaut und zeigt Beziehungen zum Hottentottischen.

6. Das Mbugu im westlichen Usambara scheint gewisse nigritische Züge zu haben, es steht aber unter deutlicher Beeinflussung durch Bantu- und hamitische Sprachen.

2. Semitische Sprachen

Semitische Sprachen sind längst vor Beginn der christlichen Zeitrechnung nach Abessinien gelangt. Vom Äthiopischen oder Ge'ez ist eine Inschrift in sabäischer, d. i. süd-arabischer Schrift aus dem Jahre 350 n. Chr. bekannt, während solche aus etwa 500 schon die Besonderheiten der äthiopischen Schrift zeigen. Das Ge'ez ist in christlichen Literaturdenkmälern erhalten, wird aber außer im liturgischen Gebrauch der Kirche nicht mehr gesprochen. Vom 13. Jahrhundert an kennen wir das Amharische, das heute Hauptsprache Abessiniens ist und neben einer älteren auch eine moderne Literatur hat, beide allerdings vorwiegend aus Übersetzungen bestehend, von originaler literarischer Produktion der Semiten in Abessinien kann nicht die Rede sein.

Aus dem Ge'ez entwickelten sich zwei Tochtersprachen, Tigrinya in der Landschaft Tigre und das nach derselben Landschaft benannte Tigre in Eritrea. Andere, aber ungenügend bekannte und wenig bedeutende semitische Sprachen dieser Gegend sind Gurage südlich von Schoa, Harari östlich von Schoa, und Argobba.

Durch Vermischung der Semiten mit den ihnen verwandten Hamiten, vielleicht auch durch Übersetzung christlicher Literatur aus dem Griechischen (ins Ge'ez) und dem Arabischen (ins Amharische) sind ihre Sprachen beeinflusst worden, wenngleich nicht erwiesen ist, daß alle ihre Sonderentwicklungen auf solche Einwirkungen zurückgehen, man wird auch mit eigenständigen Entwicklungen rechnen müssen. Das Ge'ez hat eine freiere Wortstellung als die übrigen Semitensprachen, und im Amharischen steht der Genetiv vor dem regierenden Nomen, eine im übrigen Semitischen unerhörte Stellung.

Viel größere Bedeutung hat das Arabische in Afrika erlangt. Schon in vorislamischer Zeit und erst recht seit dieser hat es sich in Nordafrika und tief in den Sudan verbreitet, wo es in verschiedenen Dialekten (Hassani im Westen, Schoa im Zentralsudan, Sudanarabisch [Bimbashi, Mongallesi] im Obnilgebiet zu wichtigen Verkehrssprachen geworden ist. In Nordwestafrika hat das Arabische unter dem Einfluß des Berber starke Vokalreduktionen erlitten, die im Sudan gesprochenen Dialekte zeigen neben altertümlichen Elementen große Vereinfachungen in Lauten und Formen. Nach Ostafrika ist das Arabische durch Einwanderer aus Maskat und Oman und aus dem Hadramaut gekommen.

B. DIE HAUPTSPRACHEN

1. Die Zahl der afrikanischen Sprachen ist nicht bekannt. Frühere Schätzungen, die etwa fünfhundert errechneten, sind zu niedrig. Nimmt man die gewiß nicht zu hoch gegriffene Zahl sechshundert an und verteilt sie auf eine Bevölkerung von 140 Millionen, so ergibt sich eine geringe durchschnittliche Verbreitung; viele Sprachen werden nur von einigen tausend Menschen gesprochen. Aber schon in der voreuropäischen Zeit haben Wanderungen, politisch-kulturelle Vormachtstellung und Handel einzelne Sprachen weit über ihr ursprüngliches Gebiet hinaus verbreitet und sie zu Verkehrsmitteln größeren Stils erhoben, ein Vorgang, den die abendländische Erschließung des Erdteils beschleunigt hat.

2. Die bedeutendste Eingeborenensprache ist das Suaheli, das besonders in seinem Zanzibardialekt immer mehr zur Hauptsprache Ostafrikas wird, nördlich bis an das Osthorn und an die Südgrenze des anglo-ägyptischen Sudan, westlich in den Belgischen Kongo hinein und im Süden in das nördliche Mosambik und Nordrhodesien. Es hat, ohne an seinem grammatischen Charakter einzubüßen, seinen Wortschatz aus dem Arabischen bereichert, besitzt eine ansehnliche Literatur, ist Schul- und Regierungssprache und ist zu den bedeutenden Sprachen der Welt zu rechnen. In Westafrika sind Hausa und Mandingo zu großen Handels- und Verkehrssprachen geworden, ohne aber die Bedeutung und Expansionskraft des Suaheli zu erreichen. Das Hausa ist von seinem Ausgangspunkt in Nordnigeria durch Händler bis in den Süden Kameruns und an die Küste Oberguineas von Kamerun bis an die Elfenbeinküste gelangt, es findet aber viel weniger als das Suaheli Eingang in die fremden Bevölkerungen, sondern beschränkt sich vorwiegend auf die Handelsniederlassungen der Hausa, die sich in fast jedem größeren Ort des umschriebenen Gebietes und selbst durch die Wüste bis an die nordafrikanische Küste, Khartum und in Häfen des Roten Meeres finden. Aus den drei Hauptdialekten des Mandingo: Malinke, Bambara (Bamana) und Djula hat sich unter Vorherrschaft des Malinke eine Gemeinsprache gebildet, die mit lokalen Verschiedenheiten im Westsudan vom Senegal bis an die Elfenbeinküste von mehr als fünf Millionen Menschen als Verkehrsmittel benutzt wird.

II. Teil

Erziehung

- Beiträge zur Deutschen Kolonialfrage, herausgegeben von D. Westermann. Essen 1937.
- Dougall, I. W. C.: School Education and Native life. Africa III, S. 49.
- Irvine, F. R.: The teaching of agriculture in West Africa. Africa V, S. 464.
- Jones, Th. J.: Education in East Africa. New York.
- Education in Africa. New York.
- Mayhew, A.: A comparative survey of educational aims and methods in British India and British Tropical Africa. Africa VI, S. 172.
- Mumford, W. B. and R. Jackson: The Problem of Mass Education in Africa. Africa XI, S. 187.
- und St. J. Orde Brown: Africans learn to be French. London.
- The Malangali School. Africa III, S. 265.
- Education and the social adjustment of the primitive peoples of Africa to European culture, Africa II, S. 138.
- Murray, A. Victor: The School in the Bush. London 1939.
- Oldham, J. H., B. D. Gibson: The remaking of man in Africa. London 1931.
- Schlunk, M.: Die Schulen für Eingeborene in den deutschen Schutzgebieten. Hamburg 1914.
- Smith, E. W.: Christian Missions in Africa (Bericht über die Internationale Afrikakonferenz in Le Zoute. London 1926).
- Thurnwald, Hilde: Die schwarze Frau im Wandel Afrikas. Stuttgart 1935.
- R.: Black and White in East Africa. London 1935.
- Weitere wichtige Arbeiten finden sich in den Zeitschriften Oversea Education and Africa.

Sprachen

- Barth, H.: Sammlung und Bearbeitung Centralafrikanischer Vocabularien. Gotha 1862.

- Benton, P. A.: Notes on some languages of the Western Sudan. Oxford 1912.
- Bleek, D. F.: The Distribution of Bushman Languages in South Africa. Festschrift Meinhof, S. 55—64.
- Bleek, W. H. J.: A Comparative Grammar of the South African Languages. London, Cape Town. 1862—1869.
- Bourquin, W.: Neue Ur-Bantu-Wortstämme. Berlin 1923.
- Bruel, G.: Bibliographie de l'Afrique Equatoriale Française. Paris 1914.
- L'Afrique Equatoriale Française. Paris 1918. (S. 161—171 Abhandlung über Sprachen).
- Cohen, M.: Langues Chamito-Sémitiques. Aus: A. Meillet et M. Cohen, Les Langues du Monde. Paris.
- Cust, R. N.: A Sketch of the Modern Languages of Africa. London 1883.
- Czermak, W.: Die Lokalvorstellung und ihre Bedeutung für den grammatischen Aufbau afrikanischer Sprachen. Festschrift Meinhof S. 204—222.
- Delafosse, M.: Les Langues du Soudan et de la Guinée. Aus A. Meillet et M. Cohen, Les Langues du Monde. Paris.
- Vocabulaires Comparatifs. Paris 1904.
- Dempwolff, O.: Beiträge zur Kenntnis der Sprachen in Deutsch-Ostafrika. Zeitschr. f. Kolonialsprachen II, III, V, VI, VII.
- Doke, C. M.: Bantu Linguistic Terminology. London.
- East, R. M.: A First Essay in Imaginative African Literature. Africa IX.
- Eboué, F.: Les peuples de l'Oubangui-Chari. Essai d'ethnographie, de linguistique et d'économie sociale. Paris 1933.
- Festschrift Meinhof. 1927.
- Gaudefroy-Demombynes, M.: Documents sur les langues de l'Oubangui-Chari. Actes du XIV

- Congrès International des Orientalistes, Alger 1905. Paris 1907, S. 172—330.
- Homburger, L.: Langues Bantou. Aus: A. Meillet et M. Cohen, Les Langues du Monde. Paris.
- Langues Bochimanes et Hottentottes. Ebenda.
- Johnston, H. H.: A Comparative Study of the Bantu and Semi-Bantu Languages. 2 Vol. Oxford 1922.
- Junker, W.: Verzeichnis von Wörtern zentralafrikanischer Sprachen. Zeitschr. f. afrikanische Sprachen 1888/1889.
- Klingenheben, A.: The Vai Script Africa VI, S. 158—171.
- Koelle, S. W.: Polyglotta Africana. London 1854.
- Labouret, H.: La situation linguistique en Afrique Occidentale Française. Africa IV.
- Last, J. T.: Polyglotta Africana Orientalis. London 1885.
- Lepsius, C. R.: Nubische Grammatik. Berlin 1888. Mit einer Einleitung über die Völker und Sprachen Afrikas.
- Lukas, J.: The Linguistic Situation in the Lake Chad Area in Central Africa. Africa IX, p. 332 bis 349.
- Zentralsudanische Studien. Hamburg 1937.
- Meek, C. K.: Tribal Studies in Northern Nigeria. 2 Vol. London 1931.
- Meinhof, C.: Grundriß einer Lautlehre der Bantusprachen. Berlin 1910.
- (Englisch): Introduction to the Phonology of the Bantu Languages. Berlin 1932).
- Grundzüge einer vergleichenden Grammatik der Bantusprachen. Berlin 1906.
- Die Entstehung flektierender Sprachen. Berlin 1936.
- Linguistische Studien in Ostafrika. MSOS 1904ff.
- Sprachstudien im ägyptischen Sudan. Zeitschr. f. Kolonialsprachen VII u. VIII.
- Die moderne Sprachforschung in Afrika. Berlin 1910.
- Die Sprachen der Hamiten. Hamburg 1912.
- Migeod, F. W.: The Languages of West Africa. London 1911.
- Rowling, F.: A. Wilson, Bibliography of African Christian Literature. London 1923.
- Rattray, R. S.: The Tribes of the Ashanti Hinterland. 2 Vol. Oxford 1932, Vol. 1, S. 46—129.
- Reinisch, L.: Die sprachliche Stellung des Nuba. Wien 1911.
- Report of the Rejaf Language Conference. London 1928.
- Rossini, C. C.: Sui linguaggi parlati a nord dei laghi Rodolfo e Stefania. Festschrift Meinhof, S. 247—255.
- Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Heidelberg 1926.
- Schweinfurth, G.: Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Zentralafrika. Berlin 1873.
- Struck, B.: Linguistic Bibliography of Northern Nigeria. Journal of the African Society. 1911-1912.
- Vokabularien... aus dem linguistischen Nachlaß Emin-Paschas. MSOS 1910.
- Linguistische Kongostudien. MSOS 1913.
- Die Gbaya-Sprache (Dar-Ferit) MSOS 1918.
- Über die Sprachen der Tatoga- und Irakuleute. Mit einer Kartenskizze d. d. hamitischen Sprachgebiete in Äquatorial-Ostafrika. Mittlgn. aus d. deutschen Schutzgebieten 1911, Ergänzungsheft 4.
- Strümpell, F.: Vergleichendes Wörterverzeichnis der Heiden-sprachen Adamaus. Mit Vorbemerkungen von B. Struck. Zeitschr. f. Ethnologie 1910.
- Wörterverzeichnis der Heiden-sprachen des Mandaragebirges. Zeitschr. f. Eingeborenen-sprachen XIII.
- Tessmann, G.: Die Sprachen der Mbaka-Limba, Mbum und Lakka MSOS 1930.
- Die Völker und Sprachen Kameruns. Petermanns Mitteilungen 1932.
- Thomas, N. W.: Specimens of Languages from Sierra Leone. London 1916.
- Specimens of Languages from Southern Nigeria. London 1914.

- Torrend, J.: A Comparative Grammar of the South-African Bantu-Languages. London 1891.
- Tucker, A. N.: Language Groups in the Southern Sudan. Bulletin of the School of Oriental Studies VII pp. 861—896.
- The linguistic situation in the Southern Sudan. Africa VII.
- Ward, Ida C.: A Linguistic Tour in Southern Nigeria. Africa VIII.
- Practical Suggestions for learning an African Language in the Field. Africa X (Supplement).
- Warmelo, N. J. van: Die Gliederung der südafrikanischen Bantu-sprachen. Berlin 1927.
- Werner, A.: The Language Families of Africa. London 1925.
- Structure and Relationship of African Languages. London 1930.
- An Introductory Sketch of the Bantu Languages. London 1919.
- Westermann, D.: Die Sudansprachen. Hamburg 1911.
- Die westlichen Sudansprachen und ihre Beziehungen zum Bantu. Berlin 1927.
- Charakter und Einteilung der Sudansprachen. Africa VIII, p. 129—148.
- Vier Sprachen aus Mittelogo. MSOS 1922.
- Laut und Sinn in einigen westafrikanischen Sprachen. Archiv f. Vergleichende Phonetik, I.
- Die Sprache der Guang in Togo und auf der Goldküste und fünf andere Togosprachen. Berlin 1922.
- The Nuer Language. Some Notes and a shool Vocabulary of the Anywak Language. Shoit Vocabularies of the Dinka, Golo and Zande Languages. MSOS 1912.
- and Ida C. Ward: Practical Phonetics for Students of African Languages. London 1933.
- Zyhlarz, E.: Das geschichtliche Fundament der hamitischen Sprachen. Africa IX.
- Außer den hier — nicht aufgeführten — Werken über Einzelsprachen sind folgende Zeitschriften von Bedeutung: Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen (MSOS), Zeitschrift für Kolonial-sprachen, bzw. für Eingeborenen-sprachen, Africa (mit linguistischer Bibliographie), Bantu-Studies, Journal de la Société des Africanistes, Journal of the (Royal) African Society, Bulletin of the School of Oriental Studies.

III. Teil

- Arning, W.: Deutsch-Ostafrika gestern und heute. Koloniale Fragen im Dritten Reich. Hg. v. d. Deutschen Kolonialgesellschaft. Dietrich Reimer (Andrews & Steiner), Berlin 1936.
- Barth, H.: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855. Gotha 1858, I—IV.
- Blumhagen, H.: Südwestafrika einst und jetzt. Dietrich Reimer (Andrews & Steiner), Berlin 1934. In Koloniale Fragen im Dritten Reich, Schriftenreihe der Deutschen Kolonialgesellschaft.
- Brandes, J.: Die Portugiesenzeit von Deutsch- und Englisch-Ostafrika. Berlin 1899.
- Brown, G. Gordon and Hutt, A. McD. Bruce. Anthropology in Action Intern. Institute of African Languages and Cultures, Oxford University Press 1935.
- Buell, L. R.: The Native Problem in Africa. 2 vols. New York 1928.
- Daresté, P.: Le régime de la propriété Française en Afrique Occidentale Française. 1908.
- Traité de Droit Colonial, 1932, 2 vols.
- Davis, J. Merle: Modern Industry and the African (Dpt. of Soc. & Industr. Research of the Internat. Missionary Council). Macmillan & Co. Ltd., London 1933.
- Fabricius, B.: Der Periplus des erythräischen Meeres. Leipzig 1883.
- Friederici, Georg: Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer. Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha, I 1925, II und III 1936.

- Fischer, Karl: Kolonien auf dem grünen Tisch, Deutschlands Weg nach Übersee. Kommodore-Verlag, Berlin W 8 1938.
- Full, August: Fünfzig Jahre Togo. Koloniale Fragen im Dritten Reich. Hg. v. d. Deutschen Kolonialgesellschaft. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1935.
- Gerstmeyer: „Eingeborenerecht“ im Deutschen Kolonial-Lexikon.
- Hailey, Lord: Report on Africa. African Research Survey. London 1938.
- Heyse, T., & Leonhard, H.: Régime des Cessions et Concessions. 1932.
- Hinde, Sidney: The Fall of the Congo Arabs. Methuen 1897.
- Huggins, Hon. G. M.: Southern Rhodesia in Eastern Africa today and to-morrow (ed. F. S. Joelson) 1934.
- Hunter, Monica: Reaction to Conquest, effects of contact with Europeans on the Pondo of South Africa. Intern. Inst. of Afric. Lang. & Cultures, Oxford Univ. Press 1936, London: Humphrey Milford.
- Janssens, P. E. A.: Le coton en Afrique tropicale. Bruxelles 1932.
- Johnston, Sir Harry: British Central Africa 1898.
- A History of the Colonization of Africa by Alien Races. Cambridge University Press 1930.
- Labouret, Henry: A la recherche d'une politique indigène dans l'ouest Africain. Editions du Comité de l'Afrique Française. Paris 1931.
- Lukas, Sir Charles: A Historical Geography of the British Colonies. VI South Africa. Clarendon Press. Oxford 1913.
- Lyne, R. N.: Zanzibar in Contemporary Times. London 1905.
- Mafofo, Thomas: Chaka Oxford, University Press, 1931.
- Mair, L. P.: An African People in the twentieth Century, 1934.
- Read, Margaret: Native Standards of Living and African Culture Change. Illustrated by examples from the Ngoni Highlands of Nyasaland. Supplement to „Africa“ vol. XI/No. 3, 1938.
- Rein, Adolf: Die europäische Ausbreitung über die Erde. AK. Verlag Atheneion, Potsdam 1931.
- Sabatier, A.: Le Sénégal, sa conquête et son organisation 1364 bis 1925. Saint Louis 1926.
- Schanz, M.: Die Baumwolle in Ägypten und im englisch-ägyptischen Sudan. Beihefte zum Tropenpflanzer. 1913.
- Schmidt-Pretoria, Werner: Südafrika — gestern und heute. Ferd. Enke, Stuttgart 1937.
- Schober, Reinhold: Kamerun, neuzeitliche Verwaltungsprobleme einer tropischen Kolonie. E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1937.
- Solus, Henry (Poitiers): Traité de la condition des indigènes dans les Colonies Tropicales. Brüssel 1929.
- Strandes, Julius: Die Portugiesenzeit in Ostafrika. Berlin 1893.
- Thurnwald, Hilde: Die schwarze Frau im Wandel Afrikas. W. Kohlhammer, Stuttgart 1935.
- Thurnwald, R.: Black and White in East Africa. Routledge, London 1935.
- The Price of the White Man's Peace in „Pacific Affairs“ IX/3, 1936.
- Wirtschaftliche Wandlungen bei ostafrikanischen Völkern, Jahrb. f. Nationalökonomie u. Stat., Bd. 142, 1935.
- Kolonialwirtschaftliche Betriebe, ebda. 1938.
- Koloniale Gestaltung. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1939.
- Vermeesch, A.: La Question Congolaise. 1906.
- Vignon, Louis: La France dans l'Afrique du Nord. 1888.
- Waibel, Leo: Die Rohstoffgebiete des tropischen Afrika. Bibliographisches Institut, Leipzig 1936.
- Westermann, Diedrich: Beiträge zur deutschen Kolonialfrage in Veröffentlichung des deutschen Instituts für außenpolitische Forschung. Hg. von Dr. Fritz Berber. Bd. I, Essener Verlagsanstalt, Berlin, Essen, Leipzig 1937.
- Wyndham, H. A.: Native Education. Oxford University Press 1933.
- The Atlantic and Slavery. 1935.
- The Atlantic and Emancipation. 1937.

- Kado 346, 348
Kaduna 264
Kaffa 50, 235 f., 239 ff.
Kaffee 235
Kaffern 21, 98, 104, 109, 111
— Korn 113 f.
Kaffitscho 235 f., 239 ff.
Kafu 336
Kafuan 5
Kafue 130
Kaggen 35, 84, 118, 251
Kagera 181
Kagoro 264, 270, 330 f., 340, 351
Kaguru 201, 206
Kahugu 264
Kain 223
Kaka 158, 168
Kakaki 276
Kakanda 264
Kakonda 136
Kakongo 146, 155
Kakwa 225, 228
Kalahari 11, 19, 21, 30, 78, 83, 104 f., 108 f.
Kalanga 45, 121, 123, 153
Kalbspuppe 40, 91, 101, 186
Kale 168, 244
Kalebasse 37 ff., 45, 52, 91, 94, 131, 135, 206, 216, 219, 224, 227, 230, 233, 258, 270, 280, 285, 305, 325, 339
Kalebassentrommel 305
Kalender s. Zeitrechnung
Kalesi 189
Kaliko 243
Kalle 30, 279, 348, 353
Kalundwe 153
Kam 84
Kama 183
Kamar 215
Kamasia 212, 214
Kamasian 5
Kamba 146, 201, 207 ff.
Kambata 15
Kamera 264
Kambu 229
Kamelzucht 19 f., 22, 37, 215, 233, 238, 242 f., 260 f., 364, 367 f.
Kamfu 246
Kami 196
Kamir-Kamta 235
Kamm 44, 126, 141, 148, 158, 200
Kamuku 264, 276
Kanam 9
Kanarische Inseln 17, 37, 362, 368, 371
Kanda-Kanda 153
Kanderma 257
Kanem 253 f., 256, 267, 366
Kanembu 243, 252 ff., 262, 267 f., 280
Kango 162, 174, 248
Kanioka 153
Kanjaga 344
Kanjera 9
Kankan 334
Kankan-Mussa 348
Kannibalismus s. Anthropophagie
Kano 261, 263, 265 ff., 274, 334
Kanta 329
Kanuri 15, 56, 252, 261 f., 268 f., 273 f., 280
Kanzu-Hemd 200
Kaonde 129, 153, 157
Kaphottentotten 88
Kapombo 132
Kappe 300
Kapukogh 214
Kapatie 213
Kapuzenmantel 369
Kap Verga 314
Kara 244
Karagwo 182, 184 f., 189
Karamojo 212 ff., 219
Karanga 63, 107 f., 119 ff., 126, 254
Kare 244, 263
Karekare 263
Karneol 369
Karo 81
Karutz 287
Kasai 20, 44, 66, 137, 144, 149, 155 ff., 160, 167, 170
Kasala 233
Kasba Nzizel 371
Kasen 330
Kasena 345
Kashmere 254
Kasonbura 345
Kassa 60
Kassanga 159, 314, 329
Kastagnetten 306
Kaste 60, 120, 209, 214, 217, 220, 328, 331 f., 338 f., 346, 355, 364, 366
Kastenhaus 194, 370 f.
Kasuna 345
Katab 264
Katanga 63, 145, 152 ff., 157, 159, 191
Katla 256
Katsina 264 ff., 278
Kaufehe 109, 117, 260, 273
Kaufmann 78
Kauri 52, 94, 150, 206, 227, 238, 247, 251, 322, 337, 349, 356
Kauterisierung 112
Kavirondo 211, 214, 221 f., 224, 227, 229
Kavirondogolf 211
Kawahla 233, 259
Kawar 366
Kawende-Galla 191
Kayes 331
Kazembe 152

- Käse 364
Keaka 285
Kebbi 265 f.
Kebu 347
Kede 135, 264
Kedibu 327
Keffi 263
Kegeldachhütte 33, 47, 52, 109, 111, 137, 161, 172, 176, 192 ff., 200, 205, 207 f., 217, 228, 230, 237, 246, 256, 270, 275 f., 282, 285, 300, 321, 333, 340, 349 f., 369 f.
Kelland 7
Kele 169, 360
Kel-es-Suk 365
Kello 31
Kel-Owi-Bund 364
Kemakil 254
Kemant 235
Kenga 253 f., 259, 316
Kentu 264
Kenuzi 258
Kenya 5 f., 9, 15, 31, 77
Keragda 32
Keramik s. Töpferei
Kerbechnitt 369
Kero 47, 170
Kerebina 30, 279
Kerekere 263
Kerewe 187
Kern 37, 66
Keshherda 366
Kete 20, 31, 151, 154, 306
Kete-Kruci 294
Kettenpanzer 259, 266, 275, 301
Ketu 294
Keule 32, 54, 113, 141, 173, 205, 225, 228 f., 247, 271, 301, 305, 354, 366
Keulenstein 229
Keulenstiellhacke 177
Keuschheit 241
Keyu 214
Khaleg 260
Kham 78 f., 235
Khama 109
Khara-Gei-Khoin 88
Khaso 332, 335 f.
Khasonke 331 f., 340
Khau-Coan 88
Kherrouba 370
Khoi-Khoin 12
Khoisan 10, 14 f., 31, 33, 35, 72 ff., 109, 112 f., 118, 143, 166, 182, 194, 202 f., 214, 222
Khoisanide Rasse 12, 87, 105, 125
Khozzum 253, 259
Khu 84, 92
Khulswane 118
Khutu 196, 201
Ki 348
Kiamvu mwene putu kasongo 148
Kian 345
Kibra 171
Kiec 225, 228
Kikuyu 201, 207 ff.
Kilba 263
Kilimandjaro 207
Kilimatinde 203
Kilindi 198, 209
Kilo 171
Kilwa 199
Kimbu 191
Kimr 254
Kinanda-Laute 197
Kindermord 83, 105
Klindiga 15, 30 f., 33, 35, 73, 79, 162, 192, 202 ff.
Kinga 190
King-Williams-Town 110, 316
Kintu 182
Kioga 213
Kiogasee 224
Kioko s. Cokwe
Kipirsi 345
Kipsigis 214
Kiriba 319
Kiribakennde 319
Kirina 334
Kirundi 162
Kisalesee 154
Kisama 136
Kisongo 213
Kisra 268
Kissi 41, 190, 315, 320 f., 327 f.
Kiswaheli 196
Kitara 181, 183 f.
Kitosh 211
Kitwara 181, 183 f.
Kiumbi 180
Kivu 154, 161, 163, 181
Kjziba 181 f., 184 ff.
Kla 311
Klassen s. Kaste
Kleiderdruck 59
Kleidung s. Bekleidung
Kleinafrika s. Weißafrika
Klein-Bassam 292
Klein-Popo 294
Kleinvieh-zucht 6 f., 19 f., 22, 28, 37, 48, 115, 120, 127 f., 131, 159, 170, 172, 200, 208, 215, 233, 238, 248 f., 255, 260, 282, 301 f., 317, 323, 352, 362, 364, 366 ff.
Klingenkultur 5 ff., 144
Kloster 303
Klotzhocker 164
Kmunke 229
Völkerkunde Afrikas 40